Misc. N. 5004. b.
Paed.pr. 1233-3/4
<36621079510019
<36621079510019
Bayer. Staatsbibliothek
E,F

Neue auserlesene
Bibliothek
der
vorzüglichsten
pädagogischen Schriftsteller
Deutschlands.

Erster Theil. (3)

J. Glatz rothes Buch.
Drittes Bändchen.

Reutlingen
in J. J. Mäckens des Jüngern Buchhandlung.
1801.

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen.

Ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet,

von

Jakob Glatz,

Lehrer am Erziehungsinstitute in Schnepfenthal.

Drittes Bändchen, für Kinder von 10 bis 11 Jahren.

Reutlingen
in J. J. Mäckens Buchhandlung.
1801.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Paul, Lotte (beyde in Krisbach,) Jakob, Euphrosine (in Vogelthal) und Andreas (in Emmingen). *)

Jakob an seinen Freund Paul.

Vogelthal den 18ten April
1797.

Lieber Paul!

Alles um mich herum lacht mich an; der Himmel ist heiter, die Luft mild, Baum und Wiese neugekleidet, und die ganze Natur wie neu geschaffen. Wir haben heute den schönsten Frühlingstag; alles athmet Freude, Liebe und Leben, alles reißt das Herz zum Frohsinn, zum Dank, zum Jubel hin.

Lieber Paul! es ist mir so wohl und zugleich so sonderbar zu Muthe! wohl zehnmal habe ich mich schon hingesetzt, um Dir zu sagen, wie froh ich bin, und wie sehr ich Dich liebe; aber ich konnte

*) Vergl. das zweyte Bändchen.

immer keine Worte finden, hatte keine Ruhe, mußte immer meinen Platz verlassen, zum Fenster springen, und hineinsehen in das schöne Thal, das vor unserm Gartenhause liegt, hinblicken auf die beblümten Wiesen, von welchen es umgeben wird, auf die Weinhügel, welche sich gegen Osten empor heben, und auf den Teich, an welchem Du vor einem Jahre Deine Lust am Füttern lustiger Karpfen fandest.

Nun sitze ich einmal, und bin fest entschlossen, nicht eher aufzustehen, bis ich nicht wenigstens einen halben Bogen an Dich voll geschrieben habe.

O wärst Du lieber hier, damit ich Dich in meine Arme schließen, und Dir all' die Liebe und Freundschaft, die ich für Dich fühle, mit Wort' und That ausdrücken könnte! Ich wünschte dies besonders heute.

Du wirst fragen: Warum gerade heute? — Lieber Paul! ich habe heute meinen vierzehnten Geburtstag gefeyert, und an demselben schon viele Freudenthränen vergossen. Gleich nach dem Aufstehen wurde ich auf die Stube meines geliebten Vaters gerufen. Er kam mir mit einer still heitern Miene entgegen, ergriff mich bey der Hand, und drückte mich an seine Brust. „Sohn! sagte er in einem ernsten Tone, ich wünsche Dir Glück zu Deinem vierzehnten Geburtstage! sey du immer die Freude, immer der Trost, immer der Stolz Deiner Aeltern, die Dich von Herzen lieben; sey al=

zeit ein Feind des Schlechten und ein Freund des Guten!"

Ich wurde durch diese Anrede sehr gerührt, konnte mich der Thränen nicht enthalten, nur war ich nicht im Stande, einige Worte vorzubringen.

Die Mutter kam bald auch herbey, und drückte mich mit zärtlicher Liebe an ihr mütterliches Herz. O liebster Freund! was ich dabey in meinem Innern empfand, wie sehr ich die Zärtlichkeit meiner Aeltern und das Glück fühlte, welches ich ihnen zu verdanken habe; ich kann Dir dies unmöglich beschreiben. Du wirst mich aber verstehen; denn du hast auch vortrefliche Eltern und ein dankbares Herz.

Meine Schwester Euphrosine kam nicht zum Vorscheine. Ich fragte nach ihr, erhielt aber lauter unbestimmte Antworten. Was ich von ihr denken sollte? wußt' ich nicht. Sie, die sonst immer an allen meinen Freuden und Leiden herzlichen Antheil nahm, die an meinen sonstigen Geburtstagen immer die erste war, welche mich mit einem artigen Glückswunsche freudig überraschte, diese liebe, gute Schwester blieb jetzt aus, wollte sich gar nicht sehen lassen.

Mein Vater meldete mir, wir würden das Frühstück im Gartenhause verzehren, ich sollte mich marschfertig machen. Wir giengen ab. Kommt Euphrosine nicht mit? fragte ich, erhielt aber wieder eine unbestimmte Antwort.

Wir kamen in dem Garten an, und näherten uns dem Lusthause; da hüpfte — Euphrosine mit

einigen Freunden und Freundinnen aus einem Gebüsche hervor; sie schloßen um mich einen Kreis, und in dem Augenblicke war ich mit Blumen bekränzt. Stelle Dir meine Verwunderung, meine Ueberraschung, meine Freude vor! — O wenn man so geliebt wird, da muß wohl dem Menschen die Erde in der Gestalt eines Paradieses erscheinen! und eine solche Liebe, wo könnte sie leichter statt finden, als unter Geschwistern, unter Aeltern und Kindern? —

Wie dieser glückliche Morgen und der ganze Vormittag in einer so freundlichen, liebevollen Gesellschaft verlebt wurde, kannst Du dir leicht vorstellen. Der Vater kehrte nach Hause zurück, denn er hatte dort Geschäfte, wir übrigen aber blieben im Garten, unterhielten uns auf mancherley Art, erzählten, schäkerten, spielten, pflanzten Bäumchen, säten und giengen spazieren. Unser guter Lehrer besuchte uns auf ein Stündchen, und nahm Theil an unsern Freuden.

Zu Mittage gesellte sich wieder der Vater zu uns, und wir nahmen nun unter freyem Himmel ein einfaches Mahl ein. Alle waren zur Fröhlichkeit gestimmt, und die ganze Natur schien in unsern Jubel mit einzustimmen. Wir machten alle zusammen nach Tische einen Spaziergang; dann trennte sich Euphrosine mit der Mutter und unsern kleinern Freunden von uns; sie giengen nach Hause, und blos ich und der Vater blieben noch im Garten. Er führte mich an eine schöne kleine Anhö-

he, von welcher man einen Theil der umliegenden Gegend übersehen kann.

Die Aussicht war herrlich! aber noch herrlicher waren die Worte, die mein redlicher Vater zu mir sprach. „Lieber Sohn! sagte er, an Deinen sonstigen Geburtstagen bist Du immer mit allerley Sachen beschenkt worden, und Du sahst diesen Tagen allezeit vergnügt entgegen, weil Du Dich schon im Voraus auf die Geschenke freutest, die Du dann empfiengst. Heute aber sind sie ausgeblieben; weder ich, noch Deine Mutter, noch Euphrosine, noch irgend jemand haben Dir ein Eingebinde dargebracht. Lieber Sohn! nimm dies als einen Beweis an, daß wir Dich nicht mehr als Kind ansehen, das durch Spielereyen und schimmernde Kleinigkeiten, oder durch Backwerk, welches auf kurze Zeit den Gaumen kitzelt, froh und glücklich gemacht wird. Wir halten Dich schon für etwas mehr als ein solches Kind; wir glauben, daß Du schon an etwas Besserem und Höherem, als an Leckereyen und Spielwaaren Geschmack findest, und Dich über deinen Geburtstag nicht darum freust, weil es dann Geschenke setzt; sondern weil Du an demselben Dich an den Tag erinnerst, wo Du Dein Leben und mit diesem Leben Gelegenheit erhieltst, einmal an dem Wohle des menschlichen Geschlechtes zu arbeiten, gut zu seyn und das Gute zu verbreiten. O, mein lieber Sohn! ich habe mit wenigen Worten viel gesagt! Wer einmal einsehen gelernt hat, wozu er auf der Welt bestimmt

sey, der wird sich seines Lebens und des Tages freuen, an welchem er geboren ist. Mögen seiner Freuden oder Leiden harren, er fühlt sich glücklich, daß er Mensch ist, und bestrebt er sich nur immer ein guter Mensch zu seyn und seine Pflichten zu erfüllen: O dann treffe ihn Glück oder Unglück, er wird jenes nicht über die Maaßen lieben, und dieses nicht feige fürchten; ihn beruhigt und beseligt ein gutes Gewissen, und so lang' er dieses hat, wird er sich weder von äußerlichen Gütern bethören, noch von Widerwärtigkeiten niederdrücken lassen. Sohn! ein gutes Gewissen — dieß möge Dir niemals fehlen — alles andere, nur dieß nicht! Nie mußt Du Dir selbst verächtlich erscheinen, nie darum gut seyn, um dadurch Lob und Lohn zu erwerben; sagt Dir Dein Herz: Du sollst dieß thun, so thue es, ohne zu fragen, was Dir dafür wird, und sagt es Dir: dieß sollst Du nicht thun: so thue es nicht, und wenn Du Dir gleich dadurch die Schätze der ganzen Welt und das Lob aller Menschen erwerben könntest! — Sohn, liebster Sohn! ich habe die Hoffnung, daß Du ein edler Mensch und kein Lohnknecht werden wirst. Komm' in meine Arme, empfange diesen väterlichen Kuß, und dieses Buch, welches Du in Stunden lesen mußt, wo Deine Seele zum Nachdenken und zu stillen Betrachtungen gestimmt ist."

O wie mir bey dieser Rede meines gerührten Vaters ward! nie habe ich empfunden, was ich jetzt empfand! nie war mir die Welt in einer so

schönen Gestalt erschienen, als jetzt! und nie habe ich mich sonst über mich selbst so sehr gefreut als heute, nachdem ich jene herzlichen Worte gehört hatte. Ich glaubte mich gleich darauf um vieles besser als vorher, dankte meinem Vater mit Thränen, versprach allezeit gut zu seyn, und ärgerte mich nur über manches Kindische und Unüberlegte, was ich mir sonst zuweilen habe zu Schulden kommen lassen. Glaube mir, lieber Paul! wenn ich manchen kindischen Streich, den ich in meinem Leben gespielt habe, ungeschehen machen könnte, ich gebe gern dafür ein Paar von den Jahren hin, die ich noch zu leben habe. Ich wundere mich jetzt, wie ich manchmal so unüberlegt und thöricht seyn und dieß und jenes thun konnte! — Aber von nun an soll mich nicht so leicht ein Fehler übereilen, mich dadurch bey mir selbst verächtlich zu machen, nein! das wäre für mich die größte Pein! —

Ich sehe, mein guter Vater kommt von einem Spaziergange zurück, den er unternommen hat, um einige Aecker zu besehen, die mit Winterfrucht besät sind. Für jetzt will ich daher schließen, mich aber gewiß diesen Abend noch einmal mit Dir unterhalten. Ich umarme Dich, Herzensfreund! im Geiste. — Doch noch Eines. Das Buch, das ich vom Vater erhielt, führt den Titel: Gumal und Lina.

Abends 8 Uhr.

Diesen Abend will ich mit Dir, mein lieber Paul! verplaudern; der Vater hat es gebilligt, daß ich an einem Tage, wie der heutige, mich an meine entfernten Freunde erinnere und mit ihnen durch Briefe unterhalte.

Euphrosine, die gute, zärtliche Schwester, sitzt auch am Schreibetisch und schreibt an deine Schwester, Lottchen, von der wir alle Tage sprechen; lauter Liebes und Gutes, versteht sich.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als ich mit meinem lieben Vater den Garten verließ und nach Hause wandelte. Es war ein heitrer, milder Abend, der die Seele zur stillen Heiterkeit stimmte. Mein Vater erzählte mir die Geschichte eines seiner Freunde, der zwanzig Meilen von Vogelthal zu Sonnefeld wohnt und Rumford heißt. Sie intereßirte mich sehr und es entstand in mir der Wunsch, diesen edlen Mann einmal von Person kennen zu lernen. Der Vater machte mir Hoffnung dazu. „Wenn es meine Geschäfte erlauben, sagte er, so will ich sehen, daß wir dieses Frühjahr noch eine Lustreise zu ihm machen und den vortrefflichen Mann mit einem Besuche überraschen.“

O, lieber Paul! wenn dieß doch geschähe! wenn wir doch diese Reise machten! mein Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke.

Rumfor

Rumford ist jetzt geheimer Rath des Fürsten von Sonnefeld, und besitzt das Vertrauen des Regenten und die Zuneigung und Liebe des Volkes; denn er ist treu und pünktlich in der Erfüllung seiner Pflichten, wahrhaft in seinen Handlungen und Reden, und sucht des Guten so viel zu verbreiten, als in seinen Kräften steht.

Er ist der Sohn eines Kaufmannes; sein Vater soll nicht nur ein reicher, sondern dabey auch ein sehr braver, menschenfreundlicher Mann gewesen seyn, der es sich recht angelegen seyn ließ, seinen Sohn gut zu erziehen. Da dieser viele Talente, und große Neigung zum Studiren hatte, so bestimmte ihn sein Vater zu einem Gelehrten und schickte ihn in seinem fünfzehnten Jahre auf die berühmte lateinische Schule zu Wangenberg. Hier erwarb er sich durch seinen Fleiß, seine Kenntnisse, und seine gute sittliche Denkungsart bald die Liebe und Achtung seiner Lehrer und der besseren Mitschüler.

Einige junge Menschen, die auch diese Schule besuchten, aber eine liederliche Lebensart führten, wenig lernten und durch ihr pöbelhaftes Betragen manches Aergerniß gaben, konnten den fleißigen und wohlgesitteten Rumford nicht wohl leiden. Sie gaben ihm ein paarmal durch ungezogne Neckereyen ihren Unwillen zu erkennen: allein er wußte sie durch sein entschlossenes und festes Benehmen so zu demüthigen, daß ihnen die Lust vergieng, mit ihm von neuem anzubinden. Er hatte ihnen einige derbe

Wahrheiten gesagt, die sie nicht verschmerzen konnten. Sie schmiedeten daher den schändlichen Plan, sich bey der ersten, besten Gelegenheit an ihm durch eine Prügeley heimlich zu rächen. Sie paßten aus diesem Grunde eines Abends auf ihn an der Ecke einer Straße, durch die er alle Abende gieng, um einen seiner Freunde zu besuchen und mit ihm dasjenige zu wiederholen, was er am verflossenen Tage in den Lehrstunden gehört hatte. Als er von seinem Freunde zurückkehrte, überfielen ihn jene heimtückischen, schlechtgesinnten Menschen. Zwar vertheidigte er sich sehr wacker; aber er würde wohl der Uebermacht haben unterliegen müssen, wenn nicht zufälligerweise mein Vater mit einigen guten Freunden dazu gekommen wäre. Diese nahmen sich Rumford'ens tapfer an und schlugen seine Feinde, die ihn banditenmäßig angefallen hatten, in die Flucht.

Durch diesen Vorfall wurde mein Vater mit Rumford'en näher bekannt, und nach einiger Zeit waren sie die vertrautesten Freunde. Mit fröhlichem Herzen sprach mein Vater von den glücklichen Tagen, die er mit ihm auf der Schule verlebte. „Es ist eine herrliche Sache, sagte er, wenn man, entfernt vom väterlichen Hause, eine edle Seele findet, die mit uns übereinstimmt, mit uns nach demselben Ziele ringt, Theil an unsern Freuden und an unsern Leiden nimmt, uns tröstet, ermuntert, erfreut. Solche freundschaftliche Verbindungen gewähren das reinste Vergnügen, und noch im späten Alter erinnert man

sich mit Freude an sie. Lieber Sohn! ich bin nun ein Vier und Funfziger; aber wenn ich an meine Schuljahre zurückdenke und an die Freunde, die ich in diesen Jahren fand, besonders an meinen geliebten Rumford, ach! dann fühle ich mich um zwanzig, dreyßig Jahre jünger, und eine süße Wehmuth bemächtigt sich meines Herzens. Es waren schöne, glückliche Jahre! sie kommen nicht wieder! Ein Vater aber genießt sie doppelt wieder, wenn er in seinen Kindern" —

Hier schwieg der gerührte Vater bedeutend. Ich verstand ihn, drückte ihm leise die Hand und ein stiller Friede verbreitete sich in meiner Seele. An dich dacht' ich, lieber Paul! O wenn wir einmal auch so glücklich miteinander leben könnten! Hoffnung! Hoffnung! süße Hoffnung! —

Rumford trennte sich nach zwey Jahren von meinem Vater und bezog eine Universität. Die Zeit, die er hier zu leben hatte, benutzte er gewissenhaft, und kehrte nach drey Jahren als ein wohlgebildeter, kenntnißreicher und edeldenkender junger Mann zu seinem redlichen Vater zurück, der einige Monate darauf starb.

Rumford mußte mehrere Jahre warten, bis er ein Amt erhielt. Zwar besaß er viele Kenntnisse und hätte manches Amt sehr wohl versehen können; auch zeichnete er sich vortheilhaft durch einen rechtschaffenen Lebenswandel aus, und man konnte sich in jeder Hinsicht sehr viel von ihm versprechen; allein diesem allen ungeachtet, wurde er nicht ange-

stellt, sondern er mußte einigemal ruhig zusehen, wie Leute ihm vorgezogen wurden, die sich weder in Rücksicht ihrer Kenntnisse noch in Rücksicht ihrer sittlichen Denkungsart mit ihm messen konnten. Dieß soll, sagt mein Vater, auch jetzt noch recht verständigen und braven Männern oft wiederfahren, und es sey nicht immer wahr, sondern häufig falsch, daß Tugend und Geschicklichkeit äußerlich, wie sie es verdienten! belohnt würden; sie würden vielmehr öfters verkannt und unterdrückt; dieß dürfte aber den rechtschaffenen Mann nicht muthlos und der Tugend untreu machen; sondern er müßte sich immer gleich bleiben, und durch äußere Umstände und unangenehme Vorfälle sich nicht bewegen lassen, gegen seine Ueberzeugung zu handeln; er müßte fortfahren den geraden Weg zu wandeln, ohne weder links noch rechts einzulenken; denn dieß mache ihn in seinen eignen Augen vor seinem Gewissen, achtungswerth, und überdieß sehe die Tugend nie auf äußerlichen Lohn, sondern finde den höchsten Werth in sich selbst.

So dachte auch Rumford. Ruhig ertrug er es, daß man ihn vernachläßigte und nicht anstellte. Das Vermögen seines Vaters war, durch verschiedene Unfälle, sehr vermindert worden und als jener starb, fand sich sehr wenig in seinen Kassen. Rumford mußte daher sehr sparsam, ja kärglich leben. Doch wollte er lieber in Dürftigkeit seine Tage zubringen, als auf unrechten Wegen sich ein einträgliches Amt zu verschaffen suchen. Er blieb im-

mer der gerade, wahrhafte, edelstolze, tugendhafte Mann und kroch nie vor andern, um sich dadurch eine Stelle zu erschleichen.

Nach einigen Jahren erhielt er endlich doch in Sonnefeld ein Amt, das aber nicht viel eintrug. Unbemerkt und bey großer Sparsamkeit lebte er hier vier Jahre, als er nach Verlauf dieser Zeit durch einen Zufall dem Fürsten bekannt wurde, der eben, nach dem Tode seines Vaters, die Regierung antrat. Der Fürst lernte ihn immer besser kennen, und schenkte ihm sein ganzes Zutrauen. Rumford benutzte dieß, manche Mißbräuche abzustellen, Ungerechtigkeiten zu verhindern, und die Unterthanen seines Landesherrn von manchen Bedrückungen, unter denen sie seufzten, zu befreyen.

So genoß Rumford einige Jahre hindurch die Gunst des Fürsten und machte sich um das ganze Land, das dieser regierte, sehr verdient. Das Volk und viele besserdenkende Männer aus den höheren Ständen schätzten ihn nach Verdienst. Aber die Schlechtgesinnten, die bey den Verbesserungen, welche Rumford im Lande bewirkte, alle Gelegenheit verloren, sich auf niedern Schleichwegen zu bereichern, haßten ihn von Herzen und ließen nichts unversucht, ihn um die Gunst des Fürsten zu bringen und ins Unglück zu stürzen.

Rumford, der immer als redlicher Mann den geraden Weg fortgieng, und dessen Gewissen ihm nicht das Geringste vorwarf, ahndete nichts von den

Fallen, welche ihm seine Feinde legten, und so gerieth er, ehe er sichs versah, hinein. Es gelang seinen Feinden, den Fürsten zu überreden, als sey Rumford nicht der treue, redliche Mann, für den er gehalten werde, ja ihre Niederträchtigkeit gieng so weit, daß sie dem Fürsten durch allerhand schändliche Kunstgriffe glauben machten, Rumford habe ein Verbrechen begangen, auf welchem, nach den Gesetzen, die Todesstrafe stand.

Der edle, auf eine niederträchtige Weise gestürzte, Rumford wurde, als er sich mitten in seiner Familie befand und mit ihr das Geburtsfest seiner Frau feyerte, von einigen Soldaten mit geladenem Gewehr aus seinem Hause geholt, und in einen tiefen Kerker geworfen. Man machte ihm den Proceß, und seine Feinde wußten alles so einzuleiten, daß er ihn verlor. Schon in einer Woche nach seiner Gefangennehmung trat ein Gerichtsdiener mit der von seinen Richtern gefällten Sentenz in den Kerker, und er vernahm nun: daß er zum Tode verurtheilt worden sey, und nach drey Tagen mit dem Schwerte werde hingerichtet werden.

In den ersten Augenblicken gerieth Rumford in eine stumme Betäubung, welche jedoch bald einer peinlichen Wehmuth Platz machte, die der Gedanke an seine Familie, an der er mit der innigsten Liebe und Zärtlichkeit hieng, in seinem Innern erregte. Nach und nach faßte er sich wieder, und eine männliche Entschlossenheit, die sich auf das stille Bewußt-

seyn, allezeit recht gehandelt zu haben, gründete, nahm seine ganze Seele ein.

Voll edlen Muthes sah er dem dritten Tage entgegen, an welchem der redliche Mann, zum Lohn für seine großen Verdienste um das Land, unter Henkers Händen bluten sollte.

Seine Feinde, die die Liebe des Volks für Rumforden kannten, trafen alle Anstalten, um einem Aufstande, der zu befürchten war, vorzubeugen, und damit dem Fürsten niemand die Augen öffne und ihn dadurch bewege, das Todesurtheil aufzuheben, wußte man ihn zu bereden, Sonnefeld zu verlassen, und sich auf einige Zeit auf ein nahes Landgut zu begeben. Doch dadurch bewirkte man gerade das Gegentheil von dem, was man wünschte. Der Fürst, dem Gewühle seiner Residenz entrissen, hatte hier mehr Zeit und Veranlassung über Rumford und seine Verdienste nachzudenken; er hatte ihm noch nicht ganz sein Herz entzogen, und der Gedanke, daß nach Verlauf von anderthalb Tagen, dieser einst von ihm so ungemein geschätzte Mann, nicht mehr seyn werde, erschreckte ihn tief im Innersten. Die verschiedensten Gedanken und Empfindungen wechselten in seiner Seele, und er konnte nicht eher ruhen, als bis er folgenden Befehl an seine Minister erlassen hatte:

„Zwar hat Rumford sich eines Verbrechens „schuldig gemacht, welches die Gesetze mit dem Tode „bestrafen; allein in Betracht der vielen und

„wichtigen Verdienste, die er sich um unser Land
„erworben, können Wir nicht umhin, das über ihn
„gefällte Todesurtheil dahin zu mildern, daß ihm
„die Todesstrafe erlassen, er aber doch auf den Richt-
„platz geführt, daselbst dreymal das Schwerdt vom
„Scharfrichter über ihm geschwungen, und er hier-
„auf auf lebenslang auf der Burg an der Hel-
„de eingekerkert wurde."

August Franz Friedrich,
Fürst von Sonnefeld rc.

Für die Feinde des edlen Rumford war die-
ser unerwartete Befehl ein Donnerschlag. Sie un-
terließen nicht, dem Fürsten die dringende Vorstel-
lung zu machen, wie höchst nöthig es sey, einen
Verbrecher, wie Rumford, andern zur Warnung,
mit der Todesstrafe zu belegen; allein ihre Vorstel-
lungen blieben fruchtlos und es hatte bey jenem Be-
fehle sein Bewenden.

Rumford ward auf den Richtplatz geführt.
Die Ruhe und Gelassenheit seiner Seele, gemischt
mit einer Art von stiller Wehmuth, spiegelte sich auf
seinem Angesichte rein ab. Es hatte sich eine Men-
ge Volks auf dem Richtplatze versammelt. Fast al-
les trauerte um Rumforden, den Wohlthäter des
Landes, fast alle hielten ihn für unschuldig und
weinten ihm Thränen des Danks und der innigsten
Theilnahme. Das über ihn gefällte und vom Für-
sten gemilderte Urtheil wurde laut vorgelesen. Eine

düstre,

düstre, die Brust einengende Stille herrschte durch die Reihen der Zuschauer. Alle athmeten wieder frey auf, als sie die Worte hörten, die Todesstrafe solle Rumforden erlassen werden. Nach dem vorgelesenen Urtheile wurde über seinem Haupte dreymal das Schwerdt gezückt, er dann in eine verdeckte Kutsche eingeschlossen, und begleitet von einigen Dragonern, auf die Burg an der Helde geführt, wo man ihm eine unterirrdische enge Stube, die mehr einem elenden Loche ähnlich sah, einräumte.

Für heute muß ich schließen, lieber Paul! und mich von dem Unwillen erholen, den Rumfords schändliche Feinde in mir erregt haben. Eine sanfte Nacht, liebster, bester Freund! —

Den 19 April 1797.

Ich habe eben ein Paar Stündchen frey, die ich dazu anwenden will, Dir die Geschichte des unglücklichen und dabey doch glücklichen Rumfords weiter zu erzählen.

Rumfords Gattin und seine Kinder wurden durch jene Vorfälle in die tiefste Traurigkeit versetzt. Die erstere wollte dem Fürsten einen Fußfall thun, und ihn um Gerechtigkeit für ihren unschuldigen Gatten anflehen. Allein die Feinde des letzteren verhinderten es. Sie bat um die Erlaubniß, ihren Mann ins Gefängniß begleiten und sein Schicksal mit ihm theilen zu dürfen. Es wurde ihr abgeschlagen.

Rumfords rechtmäßig erworbenes Vermögen wurde confiscirt und seine Familie dadurch in drückende Armuth versetzt. Der Fürst ließ zwar der Mutter melden, er sey geneigt für ihre Kinder zu sorgen, sie sollte sie ihm überlassen; allein da sie vernahm, daß diese in ein Waisenhaus gesteckt werden sollten, wo lauter Soldatenkinder erzogen wurden: so lehnte sie den Antrag des Fürsten, so wie alle Geschenke ab, die ihr hier und da von edeldenkenden Menschenfreunden angeboten wurden. Sie verschwand unversehens aus Sonnefeld und niemand wußte, wohin sie gekommen sey.

Das edle Weib begab sich mit ihren Kindern, an denen ihr ganzes Herz hieng, in einen weit entlegenen Marktflecken, miethete sich hier bey einem armen Manne ein, lebte in stiller Eingezogenheit von ihrer Hände Arbeit, erzog mit zärtlicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ihre Kinder und trauerte um ihren unglücklichen Mann.

Schon waren zwey Jahre verflossen, daß Rumford von schändlichen Bösewichtern gestürzt worden war und in einem elenden Kerker schmachtete. Seine Feinde hatten sich während der Zeit die Gunst des Fürsten zu erschleichen gewußt und vernichteten bald das Gute, welches Rumford gestiftet hatte. Die Unterthanen wurden mit jedem Tage mehr gedrückt und wünschten daher desto sehnlicher, daß ihr einziger Wohlthäter, Rumford, in Freyheit gesetzt und wieder auf seinem ehemaligen Posten angestellt werden möchte.

Die Klagen über Bedrückungen und Ungerechtigkeiten nahmen überhand; allein sie kamen nicht zu des Fürsten Ohren, weil seine jetzigen Minister dieses auf alle mögliche Art zu verhindern suchten. Indeß hatte doch der Fürst zu viel Vernunft, als daß er nicht bald hätte bemerken sollen, daß manches ganz verkehrt zugehe, und zu viel guten Willen, als daß er nicht aufrichtig manche Verbesserung in seinem Lande hätte wünschen sollen. Allein er sah bald, daß die Minister seinen Planen Hindernisse in den Weg legten und es mit dem Lande nicht so redlich meynten, wie er wünschte, und wie die Heuchler vorgaben. Es fieng ihn an zu gereuen, daß er ihnen so viel Zutrauen geschenkt und sich durch sie gegen Rumforden hatte einnehmen lassen.

Er suchte die Einsamkeit, und hier machte er sich manchen bittern Vorwurf. Eine peinliche Traurigkeit und Düsternheit bemächtigte sich seines Gemüthes; niemand errieth die wahre Ursache seiner Melancholie. Um sich zu erholen und seinen Geist zur Heiterkeit zu stimmen, beschloß er, auf einige Zeit ein Lustschloß zu besuchen, das ziemlich weit von der Residenz, und in einer reitzenden Gegend lag. Er hatte, aus gewißen Ursachen, dieses Schloß schon länger als zwanzig Jahre nicht gesehen. Nur sein Kammerdiener und ein Paar von seiner Leibgarde begleiteten ihn dahin.

Schon war der Fürst eine Woche in dem Schlosse; aber die Ruhe der Seele, die er sich wünschte,

konnte er noch immer nicht finden. Von mancherley Gefühlen beunruhigt, schwang er sich eines Morgens auf seinen Gaul und ritt jetzt viel weiter, als er sonst zu thun pflegte. Er kam in eine Gegend, in die er noch nie gekommen war. Hier ritt er an einem Acker vorbey, auf welchem ein Landmann mit Frau und Kindern Kartoffeln legte. Der Fürst hielt still, und ließ sich mit dem Landmanne in ein Gespräch ein. Dieser, der nichts weniger glaubte, als daß er mit seinem Landesherrn spreche, klagte ihm offenherzig seine Noth, in der er sich mit seiner Familie befände, und versicherte ihn, daß nicht nur er, sondern der größere Theil der Unterthanen dieses Landes im Elende schmachte. Auf die Frage, woher dieß rühre? antwortete der Bauer mit einem tiefen Seufzer. Der Fürst ermunterte ihn, offenherzig zu reden, versicherte, daß er im Stande und geneigt sey, dem unterdrückten Lande auf alle mögliche Art wieder aufzuhelfen.

Nun erzählte der Landmann ganz unbefangen, wie gut der Fürst wäre, den sie hätten; aber, sagte er hierauf, die Minister! — die Minister! — die saugen uns aus, und verhindern den gedrückten Unterthan, seine Klagen vor den guten Fürsten zu bringen. Ach! vor ein Paar Jahren war es ganz anders, damals waren goldene Zeiten. — Hier schwieg der Bauer.

Der Fürst bat ihn, weiter zu reden, und ihm zu erklären, was er unter den goldenen Zeiten verstände, und warum diese nun verschwunden wären?

Der Landmann erzählte ihm hierauf im Vertrauen, daß vor ein Paar Jahren der Fürst einen vortreflichen Minister, Namens Rumford, einen wahren Menschen- und Bauernfreund gehabt habe, der hätte sich durch seinen großen Verstand und durch seine große Rechtschaffenheit um das Land recht sehr verdient gemacht; alles habe ihn als Vater geliebt, und liebe ihn noch immer; dieser brave Herr sey aber durch schlechte Menschen dem Fürsten verdächtig gemacht und ins Unglück gestürzt worden; er sitze nun auf einem festen Schlosse gefangen, und die jetzigen Minister trieben ungestört ihr Unwesen.

Herr, fuhr der Bauer fort, ich komme hier in der Gegend viel herum und höre so manches sprechen; auch sitze ich wohl dann und wann in unserm Gasthofe, wo viele Fremde einkehren: da kommt dann unser einem manches zu Ohren, wobey einem das Herz warm wird. Das kann ich ihn versichern, alles, alles, schlechte Kerle ausgenommen, halten unsern Vater Rumford für unschuldig und wünschen von Herzen seine Befreyung. Auch sollen sich schon mehrere Bürgers- und Bauersleute verbunden und den Entschluß gefaßt haben, dem Fürsten manche ungeheure Betrügereyen der jetzigen Herren Minister zu entdecken und ihn augenscheinlich zu überzeugen, daß Rumford der Verbrecher nicht sey, für den man ihn fälschlich ausgab. Allein sie wurden nicht vor den Fürsten gelassen. Ach! der gute Herr wird recht schändlich betrogen.

Der Fürst sah den Bauer starr an und that in einem unwilligen Tone hastig die Frage an ihn, ob dieß auch wahr sey, was er erzählt habe?

Es ist die lautre Wahrheit, antwortete unerschrocken der Landmann.

Der Fürst gab dem Pferde den Sporn, und rannte fort, ohne dem Bauer ein Lebewohl zu sagen.

Dieser kehrte zu seiner Frau und den Kindern zurück. Lieber Mann, sagte jene, die das Meiste gehört hatte, was gesprochen worden war, du warst recht unvorsichtig.

Warum unvorsichtig, liebe Marie? fragte der Landmann.

Ach! erwiederte sie, du kannst dich durch deine Reden in großes Unglück stürzen. Weißt du denn, mit wem du sprachst? kann es nicht ein Mensch gewesen seyn, der dich verräth, vielleicht gar ein Minister? —

Und was dann? sprach der Bauer mit einem edlen Stolze. Mag es ein Minister oder gar der Fürst selbst gewesen seyn. Hab' ich denn nicht reine Wahrheit geredet?

Das wohl, erwiederte das zärtliche Weib, aber du weißt, wie sehr man sich jetzt in Acht nehmen muß, die Wahrheit zu reden. Dieß legt man ja einem heut zu Tage für eine große Sünde aus und bestraft ihn dafür gar sehr.

Immerhin, versetzte der Bauer; Wahrheit zu reden, ist nie Sünde, liebe Marie; und das ist ein niederträchtiger Mann, der sich fürchtet, Wahrheit

zu reden, wenn er es für nöthig und heilsam hält; und wenn er darüber den Kopf verliert, er muß sprechen, wie es ihm ums Herz ist: lieber als wahrheitsliebender Mensch am Galgen hängen, denn als schändlicher Heuchler und Lügner auf dem Throne sitzen. Die Bibel beschreibt Gott als den Vater der Wahrheit, und den Teufel als den Vater der Lügen; und wer möchte es nicht lieber mit dem lieben Gott als mit dem Teufel halten? Rede nicht wider die Wahrheit, sondern vertheidige die Wahrheit bis in den Tod: sagt der weise Jesus Sirach *). Sey daher unbesorgt, Marie! —

Er klopfte dem treuen Weibe bey den letzten Worten auf die Schultern; beyde schwiegen und setzten ihre Arbeit fort.

Der Fürst trat noch an demselben Tage seine Rückreise nach Sonnefeld an, und das Erste, was er that, als er hier ankam, war, daß er einigen Ministern befahl, so bald als möglich Rechnung über die Führung ihrer Geschäfte abzulegen, und bis dieses nicht geschehen sey, Sonnefeld unter keinem Vorwande zu verlassen. Zugleich ließ er eine Zuschrift an seine Unterthanen ausfertigen, in welcher diese aufgefordert wurden, an bestimmten Tagen ihm selbst ihre Wünsche, Klagen und Vorschläge vorzutragen. Diese Zuschrift ward im ganzen Lande verbreitet.

Die Minister, denen dieß alles höchst unerwünscht war, und die aus dem Benehmen des Für-

*) Im vierten Kapitel seines Buchs.

sten gegen sie nichts Tröstliches erwarteten, befanden sich in der qualvollsten Verlegenheit. In einigen Tagen brachte man dem Fürsten die Nachricht, daß drey von ihnen, die sein ganzes Zutrauen besessen hatten, unsichtbar geworden wären. Es ergieng der Befehl, ihnen nachzusetzen, sie, wenn man ihrer habhaft würde, sogleich in Ketten zu schließen, und gefesselt nach Sonnefeld zurückzubringen. Aber alle Mühe, die man sich gab, die Unredlichen zu erhaschen, war vergebens. Diejenigen, die sich noch in der Residenz befanden, wurden verhaftet und da alles so unverhoft kam, geriethen sie in die ärgste Verwirrung und gestanden in der Angst Betrügereyen, gegen welche sich jedes gute Herz empörte.

Der Fürst erließ eine zweyte Aufforderung an seine Unterthanen, nach welcher es jedem zur Pflicht gemacht wurde, entweder als Vertheidiger des bestraften Rumford oder als sein Ankläger aufzutreten.

Kaum war die erste und die zweyte Zuschrift des Fürsten bekannt geworden, als auch eine große Menge redlicher Männer herbeyströmte, die dem Fürsten entweder Klagen gegen die entflohenen und verhafteten Minister vorlegten, oder sich mit edlem Eifer des verkannten und schändlich gemißhandelten Rumford annahmen.

Der hintergangene Fürst erstaunte über die Zahl und Abscheulichkeit der Verbrechen, die jetzt aus dem Dunkel hervorgezogen wurden. „O Gott! rief er aus, wie viel habe ich gut zu machen, welche große Schulden zu tilgen!"

Rumfords Proceß wurde von Neuem untersucht, und es fand sich nun, daß der edle Mann wirklich ganz unschuldig sey. Noch an demselben Tage, an welchem seine Unschuld von den neuen, gerechteren Richtern anerkannt worden war, ließ der Fürst folgendes in den Zeitungen bekannt machen:

„Niedrige Verräther haben einen edlen und ver„dienten Mann in meinem Lande verdächtig und „unglücklich gemacht. Gerechtere Richter erklären „ihn jetzt für unschuldig. Alle Redlichen werden „sich mit Uns darüber freuen und Wir werden nichts „unterlassen, um jenem unschuldigen, mißhandelten „Manne die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, „die ihm gebührt. Dieser verkannte Edle ist — der „ehemalige Minister Heinrich Rumford. Drey „seiner Hauptverräther haben sich durch eine schänd„liche Flucht selbst als Niederträchtige gebrandmarkt; „die übrigen sind verhaftet und erwarten den Aus„spruch der Gerechtigkeit."

August Franz Friedrich,
Fürst von Sonnefeld u. s. w.

Am folgenden Tage fuhr der Fürst selbst auf die Burg an der Helde, um dem edlen Rumford seine Befreyung und das Urtheil, welches seine Unschuld anerkennt, anzukündigen. Er fand den redlichen Mann in seinem engen Kerker ruhig da sitzen, stürzte ihm in die, mit klirrenden Ketten ge-

fesselten, Arme und rief unter Thränen aus: Edler Mann! vergieb, daß Dein Fürst Dich verkennen und mißhandeln konnte!

O Fürst! — rief der betäubte Unglückliche aus, und wußte nicht, ob es Wirklichkeit sey, was er sah und hörte, oder ein Traum.

So einander in dem Arm, so gleich gerührt von der Macht der Tugend und Gerechtigkeit, so in Thränen schwimmend, wußten beyde lange nicht Worte zu finden, um ihre Gefühle auszudrücken. Es war eine schöne, rührende Scene! es war in derselben der Triumph der Tugend über das Laster unnachahmlich schön dargestellt! —

Rumford wurde der Fesseln entladen und fuhr den zweyten Tag darauf mit dem Fürsten nach Sonnefeld. Der Fürst nöthigte ihn, sich auf seine Kutsche ihm zur Rechten zu setzen und nun wurde das Schloß verlassen.

Unterdessen war in Sonnefeld alles voll Freuden über Rumfords anerkannte Unschuld. Er war der Gegenstand aller Gespräche und man konnte den Augenblick seiner Ankunft kaum erwarten. Es wurden große Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Vor dem Thore, durch welches er gefahren kommen mußte, errichtete man einen Triumphbogen mit der Ueberschrift: Rumfords Unschuld ist anerkannt! der Edle kehrt in unsre Mauern zurück!

Als die fürstliche Kutsche sich der Stadt näherte, wurden einige Kanonen gelöst. Die ganze Stadt

strömte herbey. Alles wollte zuerst den rechtschaffenen Rumford sehen. Die Kutsche kam endlich vor das Thor. Ein lautes Willkommen! Willkommen! ertönte durch die Luft. Freudenthränen flossen. Die Kutsche wurde angehalten, die Pferde abgespannt und der Wagen von dem jubelnden Volke unter freudigem Zurufen fortgezogen. Man zog ihn auf den Hauptplatz der Stadt, wo die Jugend versammelt war und einen Kreis schloß. Die Mädchen waren theils weis, theils rosenroth gekleidet und streuten Blumen vor dem Wagen hin. Nun erscholl eine sanfte, liebliche Musik und die anwesende Jugend sang folgendes Lied:

Sey in unserm frohen Kreise,
Edler Rumford! heut gegrüßt!
Alles freut sich, laut und leise,
Daß Du wieder bey uns bist.
Unsre Herzen sind nicht mehr beklommen;
Freund des Guten! sey willkommen!

Gott, der unsichtbare Lenker,
Hat von neuem uns beglückt;
Nie wird mehr von einem Henker
Ueber Dir das Schwerdt gezückt!
Edler! sieh, wie Freudenthränen fliessen,
Wie Dich jung und alt begrüßen.

Hin sind Deines Volkes Schmerzen,
Bester Fürst! der Krone werth!

Du bist in der edlen Herzen
Wie ein Vater hochgeehrt!
Dich auch preisen unsre frohen Lieder,
Du giebst unsern Freund uns wieder!

O so sey in unserm Kreise,
Edler Rumford! froh gegrüßt!
Alles freut sich, laut und leise,
Daß Du wieder bey uns bist!
Unsre Herzen sind nicht mehr beklommen;
Freund des Guten! sey willkommen! —

Alle Zuschauer, vom größten bis zum kleinsten, weinten. Nachdem das Lied ausgesungen war, erhob sich unter dem Haufen ein großer Tumult. Viele hundert Stimmen riefen: Wir wollen ihn sehen! unsern Rumford! wir wollen ihn sehen!

Der Fürst stieg mit Rumforden aus der Kutsche; beyde waren bis zu Thränen gerührt. Alles drängte sich um sie, und Rumford wurde beynahe von den Hunderten erdrückt, die ihn umarmten, berührten, die Hand drückten.

Aber noch sollte dieses rührende Schauspiel an Interesse gewinnen. Eine Frau mit vier unschuldvollen Kindern drängte sich durch den Haufen, und lag bald Rumforden an der Brust. O mein Mann! — o meine Frau! — Vater! — Vater! — Kinder! Diese Worte, in der größten Entzückung ausgerufen, ertönten in der Luft und machten auf alle Anwesende den tiefsten Eindruck.

Es war Rumfords Gattin und ihre Kinder, welche erschienen waren.

O liebster Paul! wer mag die Herrlichkeit dieses Auftrittes, wer die himmlische Freude beschreiben, die dabey gefühlt wurde? —

Rumford wurde in seine verlorne Würde wieder eingesetzt und erhielt das Vermögen zurück, um welches man ihn schändlicher Weise gebracht hatte. Der Fürst wollte ihm auch die Güter der drey entflohenen Minister zukommen lassen, allein Rumford war zur Annahme derselben schlechterdings nicht zu bewegen. Seine übrigen Feinde, die gefangen saßen, wurden als nichtswürdige Bösewichter überführt und zum Tode verurtheilt. Allein Rumford bat für sie. Nur kein Blut, edler Fürst! sagte er, und seine Fürsprache half so viel, daß die Todesstrafe dahin gemildert wurde, daß die Verbrecher zu ewigem Gefängniß verurtheilt wurden. — Sie sind jetzt alle todt; Rumford aber besitzt bis heute noch immer das volle Zutrauen des Fürsten und ist ein Wohlthäter des Landes. O Freund! wenn ich diesen edlen Mann von Person kennen lernen könnte! Vielleicht geschiehts. —

Leb wohl und sey eingedenk

Deines
aufrichtigen Freundes
Jakob.

Paul an Jakob.

Krisbach den 24 April
1797.

Herzensguter Jakob!

Du weißt, daß mir das Lachen natürlicher ist als das Weinen, und daß ich lieber lustig als traurig bin; demohngeachtet habe ich Deinen lieben Brief, der des Traurigen nicht wenig enthielt, mit großem Interesse gelesen und einigemal ist mein Herz dabey sehr weich geworden.

Glaube nicht, daß ich Deine Beschreibung des vortrefflichen Rumfords allein gelesen habe; nein! ich rief so viele Zuhörer zusammen als ich nur zusammen bringen konnte, und allen gefiel, was ich vorlas; wir gewannen insgesammt den geheimen Rath Rumford lieb und mein Vater, der ihn persönlich kennt, erzählte uns noch vieles Schöne von ihm, was nicht in Deinem Briefe steht.

Die niederträchtigen Feinde des rechtschaffenen Mannes haben meine Galle recht stark aufgeregt und ich konnte mich während des Lesens nicht enthalten,

zuweilen auszurufen: „O ihr Schurken! ihr Teufelsranken! ich wollt', man hätte euch todtgeschlagen!" Da fiel mir aber mein Vater in die Rede und gab mir einen ernstlichen Verweis. Man muß freylich, sagte er, gegen das Böse und gegen schlechtgesinnte Menschen einen starken Widerwillen empfinden, wenn man selbst besser denkt; allein zu schimpfen, wie Du, mein Sohn! ist nicht die Sache des edeldenkenden Menschen; dieser erlaubt sich dergleichen feindselige niedrige Ausdrücke nicht.

Mein Gefühl sagte mir, daß mein Vater wohl nicht unrecht habe; allein noch immer kann ich ihn nicht ganz verstehen, nnd wenn ich an jene schändlichen Menschen denke, so schwebt auch gleich der Ausruf: „o ihr Schurken! vor meiner Seele. Nur die zwey andern Aeußerungen (nemlich „ihr Teufelsranken!" und „ich wollt', man hätte euch todtgeschlagen!") wollen mir nicht mehr gefallen.

Hörst Du, liebes Brüderchen! wenn Du wirklich nach Sonnefeld kommst und da dem vortrefflichen Rumford die Hand drückst und küßst, so drücke und küsse sie auch für mich. In der That, ich habe diesen edlen Mann viel lieber als — ja! was glaubst Du wohl, als wen? — ich hab' ihn viel lieber, als alle Menschen, die ich kenne, meine Eltern ausgenommen.

In Krisbach geht es wie im Himmel; immer nach der festen, eingeführten Ordnung. So wie

am Firmamente die Planeten und Trabanten regelmäßig nach den alten Gesetzen herumfliegen: so tummelt sich auch hier alles nach den alten Einrichtungen herum. Die kleinen Männer und Jungfern stehen auf, kleiden sich an, waschen und kämmen sich, verzehren das Frühstück, gehen in die Lehrstunden, nach den Lehrstunden spazieren, essen dann zu Mittage, gehen wieder ein bischen in die frische Luft, hierauf in die Lehrstunden, nach den Lehrstunden lassen sie sich das Vesperbrod (bey Euch Vieruhrbrod genannt) wohlschmecken, und dann gehts an die Ausarbeitungen der Tagebücher.

Die Mädchen sticken, stricken und flicken, sie nähen, machen dem Spiegel Visite, und schwatzen fast immer so laut und durcheinander, daß man davon laufen möchte; die Knaben nagen an den Federn, und streiten sich über Kleinigkeiten; z. B. ob der Ziegenbock Haare oder Wolle habe, ob der Strauß, der nicht fliegen kann, ein Vogel, und ob das Ey oder die Henne eher gewesen sey? —

Nach dem Abendessen werden Sprichwörter aufgeführt, Drachen gepappt, Damenbrett gespielt, erzählt, geschäckert und gelacht; dann legt man sich ruhig aufs rechte Ohr und schläft bis sechs am Morgen.

So geht es einen Tag um den andern, und das Tagebuch, das ich heute über das Vorgefallene führe, ist fast immer auch auf den morgenden und übermorgenden und auf die folgenden Tage passend.

Manche

Manche von uns machen auch wirklich ihre Diaria (Tagebücher) jeden Tag auf eine und dieselbe Art; so z. B. fängt sich eines immer so an: „Heute wurde ich um 6 Uhr geweckt; ich verließ mein Bett, kleidete mich an, wusch und kämmte mich und verzehrte um 7 Uhr mein Frühstück mit großem Appetit u. s. w. u. s. w." Der N. N., der sein Diarium jeden Tag immer mit diesem Präludium anfängt, hatte sich vor einiger Zeit durch einen begangenen Fehler um sein Frühstück gebracht. Er durfte es nicht genießen; indeß schrieb er doch Abends in sein Tagebuch das gewöhnliche Präludium und sagte: um 7 Uhr verzehrte ich mein Frühstück mit großem Appetit! — — —

Die Abende machen uns den größten Spaß. Fast an jedem derselben versammelt sich bey uns, oder bey einem andern von unsern Freunden ein Trüppchen Knaben und Mädchen, und da ist alles im Jubilo. Das Sprichwörterspiel ist Dir doch ein herrliches Spiel; es macht uns immer das größte Vergnügen. Heute werden wir bey uns folgende Sprichwörter aufführen:

1) Wer andern eine Grube gräbt, fällt oft selbst hinein.

2) Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Jedes Sprichwort werden wir in einer Geschichte darstellen, die wir gewöhnlich aus alten Büchern nehmen, deren mein Großvater eine beträchtliche Menge besitzt.

Das erste Sprichwort: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" soll durch folgende Geschichte dargestellt werden:

Ein Vater schickt seinen Sohn in die weite Welt, damit er sich hier Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerbe. Unter andern guten Lehren, die er ihm auf die Reise mitgiebt, befindet sich auch diese: „Mein Sohn, besuche fleißig die Kirche, und vereinige Dich mit der Gemeinde zum Lobe Gottes. Du kannst aus einer guten Predigt vieles lernen, was Deinen Verstand aufklärt, und Dein Herz veredelt, tröstet, ermuntert."

Der Sohn, ein gutgearteter Jüngling, verspricht die Lehren des Vaters gewissenhaft zu befolgen und tritt seine Reise in die Welt mit den besten Vorsätzen an. Er wird bald hierhin bald dorthin verschlagen; aber überall erwirbt er sich durch sein musterhaftes Betragen Liebe und Freundschaft. Er wird endlich an einem Fürstenhofe angestellt; Fürst und Fürstin gewinnen ihn lieb, schenken ihm ihr Vertrauen und befördern ihn zu einer der obersten Stellen am Hofe.

Dieß erregt den Neid einiger Hofleute und sie fassen den Entschluß, diesen Günstling des Glücks zu stürzen. Es gelingt besonders einem von ihnen, sich in die Gunst des Fürsten zu setzen, und dieser ermangelt nicht, seinen Herrn so weit zu bringen, daß dieser überzeugt wird, jener junge Liebling des Hofes (wir wollen ihn Arnold nennen) sey ein untreuer Diener und verdiene den Tod.

Der Fürst, in der ersten Hitze der aufgeregten Leidenschaft, fragt den Verleumder (er soll Hamster heißen), wie wohl der ungetreue Arnold am besten zu bestrafen sey?

Der Verleumder antwortet hierauf, daß es, aus verschiedenen Ursachen, am rathsamsten sey, Arnolden ganz heimlich aus dem Wege zu räumen, und da, meynte er, wäre folgende Todesart die beste. Der Fürst sollte noch heute (es war Sonnabend) einen Boten in die nächste, zwey Stunden weit entlegene, Ziegelbrennerey mit dem Befehle abschicken, der Ziegelbrenner sollte am morgenden Tage den Ersten, der zu ihm käme und ihn fragte: ob er des Fürsten Befehl ausgerichtet habe? greifen und ohne Gnad und Barmherzigkeit in den glühenden Ziegelofen werfen; Morgen aber sollte der Fürst Arnolden in jene Ziegelhütte mit dieser Frage schicken.

Der Fürst nimmt diesen unmenschlichen Vorschlag an, ruft am folgenden Tage Arnolden zu sich, und trägt ihm auf, gleich nach der bestimmten Ziegelbrennerey zu gehen, und den Aufseher über dieselbe zu fragen: ob der seinen (des Fürsten) Befehl vollzogen habe?

Arnold macht sich gleich auf den Weg und ahndet nichts Arges. Er kommt durch einen kleinen Flecken und sein Weg führt ihn bey einer Kirche vorbey, wo eben gesungen wird. So wie er dieß hört, kommt ihm die obenangeführte Lehre seines Vaters in den Sinn und da er nichts zu versäumen glaubt, wenn er eine oder anderthalb Stunden später in der

Ziegelbrennerey eintrifft: so kehrt er in die Kirche ein und hört hier eine herrliche, kraftvolle Kanzelrede.

Während Arnold sich in der Kirche erbaut, frohlockt sein Verläumder Hamster und triumphirt darüber, daß es ihm gelungen sey, einen Mann aus dem Wege zu räumen, dessen Kenntnisse und Rechtschaffenheit ihm bey seinen schändlichen Entwürfen immer hinderlich waren. Nun muß er schon in ein Klümpchen Asche verwandelt seyn! denkt er, und weiß sich vor Freude nicht zu lassen. Er läßt sich sein bestes Reitpferd herbey führen, besteigt es, und rennt im Galopp nach der Ziegelbrennerey, um aus dem Munde des Ziegelbrenners zu hören, daß Arnold bereits von den Flammen verzehrt worden sey. Allein er kommt eher an als Arnold, und auf seine Frage: ob der fürstliche Befehl an diesem vollzogen worden sey, stürzen einige baumfeste Kerle hervor, binden ihn, hören nicht auf seine Betheurungen, daß hier ein Mißverständniß obwalte und daß er die wahre Person nicht sey, die fürs Feuer bestimmt wäre; Hamster wird ohne Gnad' und Barmherzigkeit in den glühenden Ofen geworfen und von den Flammen verzehrt.

In einer halben Stunde kommt Arnold und seine Frage: ob man des Fürsten Befehl vollzogen habe, wird mit Ja beantwortet.

Arnold kehrt zurück und erschreckt den Fürsten durch seine Wiederkunft. Dieser läßt sogleich die Sache untersuchen und es findet sich, daß Hamster

statt Arnold verbrannt worden sey. Dieß veranlaßt den Fürsten, sich über das Verbrechen, dessen Arnold beschuldigt worden war, mehr Aufklärung zu verschaffen, und nun erfährt er, daß dieser unschuldig sey. Um so größer ist das Zutrauen, das er ihm von neuem schenkt. —

Das zweyte Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten" werden wir durch folgende Geschichte darstellen.

Eine reiche Wittwe, die keine Kinder und Anverwandte hat, wird von vielen Habsüchtigen fleißig besucht und mit Schmeicheleyen überhäuft. Jeder will dadurch sich ihre Gunst und wenigstens einen Theil ihres Vermögens nach ihrem Tode verschaffen.

Besonders aber schließen drey verschmitzte, aberglaubische Gecke jede unter sich einen Bund, und vereinigen sich, alles anzuwenden, um von der Wittwe zu Erben ihrer Reichthümer eingesetzt zu werden. Wirklich gelingt es ihnen auch, sich bey der arglosen Frau in Credit zu setzen. Darüber haben sie eine große hämische Freude; kommen fast täglich zusammen und zerlachen sich gewaltig über die Einfalt des kurzsichtigen Weibes, wie sie jene ehrliche Frau zu nennen beliebten.

Diese erfährt endlich zufälligerweise diesen Unfug, schweigt aber, und läßt jene drey Musjes ihren Spott über sie treiben. Endlich aber glaubt sie, es sey nun Zeit, über diese heimtückischen Lacher, auch einmal recht zu lachen. Sie macht daher mit

ihnen folgenden Spaß. Zuerst ladet sie einen von ihnen zu sich und redet ihn so an: Lieber Freund! ich werde vielleicht nicht lange mehr leben. Sterbe ich, so soll mein Vermögen ein Mann erhalten, der unerschrocken, muthvoll, mit einem Wort, ein Mann ist. Wollen sie nun, daß ich Sie zum Erben mache, so müssen Sie mich überzeugen, daß Sie so ein wackrer, unerschrockener, muthvoller Mann sind.

O befehlen Sie, ruft dieser entzückt aus, was ich thun soll, um Ihnen von meinem Muthe eine Probe abzulegen; alles will ich thun, ich würde für Sie durch die Hölle gehen.

Nun, so arg soll die Probe nicht seyn, fiel ihm die Wittwe ins Wort. Sie wird blos darin bestehen, daß Sie, Abends 9 Uhr, wann es bereits finster ist, zu mir kommen, und sich dann auf ein Paar Stündchen in jenem Garten in einen Sarg legen, der hingesetzt werden soll.

Der abergläubische, furchtsame Geck unterdrückte die Verlegenheit, in die er durch diesen Vorschlag versetzt wurde, und versprach zur bestimmten Zeit zu erscheinen. Seinen zwey Spießgesellen sagte er davon nichts, denn er glaubte, daß er nun ganz allein das gewünschte Vermögen erben würde. Er hatte kaum die Wittwe verlassen, als diese den zweyten der drey Spötter zu sich einlud. Diesem that sie einen ähnlichen Vorschlag; er sollte, sprach sie, um der Erbe ihrer Schätze zu werden, diesen Abend halb 10 Uhr zu ihr kommen und seine Probe be=

stehen. Den dritten bestellte sie um 10 Uhr zu sich. Auch diese zwey listigen Füchse sagten einander nichts von den ihnen einzeln gemachten Anträgen, denn jeder machte sich nun Hoffnung, einzig und allein zu erben.

Der erste Geck erscheint um 9 Uhr. Die Wittwe führt ihn zu dem Sarg. Mit pochendem Herzen legt er sich hinein. Die Frau verläßt den Sarg.

Halb 10 Uhr macht der zweyte Geck die Visite. Die Wittwe kleidet ihn weis an, giebt ihm eine brennende Fackel in die Hand, und schickt ihn zu jenem Sarg mit dem Befehl, denselben ein Paar Stunden zu bewachen und es nicht zuzugeben, daß jemand den Körper entwende, der darin liege.

Der weisse Fackelträger geht an den Ort seiner Bestimmung hin; ein heimlicher Schauer durchläuft seine Glieder, als er daselbst ankommt.

Der dritte Geck tritt um 10 Uhr in die Stube der Wittwe. Er wird von ihr kohlschwarz angekleidet, mit rasselnden Ketten und einem Knittel versehen, und sein Kopf mit einer Mütze bedeckt, an der ein Paar Schöpsenhörner angebracht sind. Nun erhält er den Befehl, zu jenem Sarge hin zu eilen und aus demselben den Körper zu holen, der darin liege.

Schüchtern verläßt er die Stube; aber welch ein Schrecken überfällt ihn, als er am Sarge jenen weißen Fackelträger erblickt. Er bebt zurück — will umkehren — allein der Gedanke an die Reichthümer der Wittwe flößen ihm Muth ein. Er nähert sich

dem Sarge, im vollen Glauben, einen wachhabenden Engel zu sehen. Der weisgekleidete Sarghüter erblickt nun auch den herbey schleichenden schwarzen Mann, und hält ihn für den Teufel, der ihm den Körper im Sarge rauben wolle; eine höllische Angst durchlauft seine Glieder; indeß ist er entschlossen, den Sarg zu vertheidigen.

Der schwarze Mann ist dem Sarge nahe. „Alle guten Geister loben den Herrn!" ruft er mit erzwungener Stimme. Der Fackelträger bekömmt Muth. Beyde gerathen heftig an einander, als der schwarze Geist dem weissen den Körper rauben will. Es beginnt eine ernstliche Balgerey. Der Geck Numer Eins, der im Sarge liegt, hebt leise den Deckel etwas auf, und erblickt, zu seinem nicht geringen Schrecken, die zwey Geister sich einander in den Haaren. Er glaubt nicht anders, als der Teufel und ein Engel stritten sich um ihn, und da ihm das Ding höchst gefährlich vorkommt: so bedenkt er sich nicht lange, sondern wirft den Deckel drey Schritte weit vom Sarg, springt heraus und rennt unter beständigen Ausrufungen: Alle guten Geister loben den Herrn! vor sich hin, immer dem Hause der Wittwe zu. Die zwey Kämpfer erkennen ihn aber und sich selbst, und sehen nun, daß ihnen die Wittwe, deren Einfalt sie oft belachten, einen ärgerlichen Streich gespielt habe. Sie sah dem komischen Schauspiele in einiger Entfernung zu, und rief nun den drey Gecken lachend zu: Nun, meine Herren,

jetzt kann ich wohl auch über Ihren Verstand und Ihren Heldenmuth lachen! —

Beschämt kehrten die drey Helden nach Hause und ließen es sich nie wieder einfallen, der reichen Wittwe ihre Visite zu machen.

Durch die öfteren Uebungen im Sprichwörterspielen haben sich die Meisten von uns darin eine ausserordentliche Fertigkeit erworben, und es fällt vielen nicht schwer, aus dem Stegereif kleine Reden zu halten, die sich hören lassen. —

Bruder Andres muß mir wohl bald schreiben; ich erwarte einen Brief voll Anekdoten von ihm, den ich dir gewiß mittheilen will. — Für jetzt lege ich dir eine Erzählung von einem sonderbaren Betrüger, Grill, bey. Ich weiß nicht, ob sie Dir gefallen wird. Solche Betrüger soll es, nach der Versicherung meines Vaters, auch noch heut zu Tage in manchen Ländern geben und selbst Leute, die sonst für verständig gehalten werden, sollen durch sie hinters Licht geführt werden.

Du kannst mit der beykommenden Erzählung manchen Deiner Kameraden auf die Probe stellen und erfahren, ob er ein zartes Gewissen habe? Viele Menschen, die dieses nicht haben, verzeihen leicht Betrügereyen, die sonderbar und drollig sind, besonders wenn sie keinen großen Schaden anrichten. Allein der wahrhaft gewissenhafte Mensch hält sie für das, was sie sind, für Betrügereyen, die, sollten sie auch noch so fein und drollig seyn, doch vor dem Richterstuhle der Vernunft verdammt werden.

Findet daher einer Deiner Kameraden an der Handlungsweise des Zauberers Grill nichts auszusetzen: so hat er wohl nicht das zarteste Gewissen. —

Rede ich nicht wie ein Philosoph? — Doch ich muß es Dir nur gestehen, daß mein guter Lehrer aus mir redet: Deine Eltern nebst der sanften Euphrosine sind herzlich gegrüßt von

Deinem

Paul.

Grill der Zauberer.

In einem kleinen Dorfe, in Böhmen, lebte ein Bauer, Namens Grill. Er galt in der ganzen Gegend für einen durchtriebenen Vogel. Leute, in deren Kopfe es aussah, wie in einer alten Rüstkammer, hielten ihn für einen gewaltigen Zauberer, und hatten großen Respekt vor ihm.

Daß Grill in den Ruf eines Zauberers kam, rührte daher. Seinen Nachbaren wurden einigemale Ochsen, Kühe und Schafe aus den Ställen oder vom Felde weggestohlen. Man klagte dem pfiffigen Grill sein Unglück, und dieser war gleich bereit, den Nachbaren wieder zu ihrem verlornen Vieh zu verhelfen; welches auch wirklich geschah. Nun verbreitete sich weit und breit die Sage, daß Grill Geister zu ci=

tiren und Diebe zu zwingen verstände, das gestohlne Gut auf einen gewißen Platz hinzutragen, wo es der rechtmäßige Besitzer wieder finden konnte.

Mit seiner Zauberkunst soll es aber folgende Bewandniß gehabt haben. Grill war ein arglistiger Kopf. In seinem Hause sah es ziemlich öde aus und in seinem Magen gewöhnlich auch nicht viel besser. Er hatte oft das liebe Brod nicht und daher fiel er auf den Gedanken, sich durch listige Ränke ein Stück Geld zu verschaffen. Was ist hier anders anzufangen, sprach er zu sich, als zu mausen? Aber dagegen lehnte sich sein Herz auf, welches nicht ganz verdorben war. Hm! dachte er, du willst stehlen, allein das Gestohlne wieder zurückgeben, dabey aber deinen Profit machen.

Gedacht, gethan. Grill schlich sich des Nachts in die Ställe der Nachbaren und stahl bald einen Ochsen, bald ein Schaf, bald eine Kuh. Das gestohlne Thier führte er in den nächsten Wald und band es da auf einem Platze an, wo man es nicht leicht finden konnte. Des andern Morgens kamen sicher die Nachbaren zu Grillen, und klagten ihm ihre Noth. Hm! sagte er dann und schüttelte den Kopf, also schon wieder etwas gestohlen? na, wir wollen schon Rath schaffen. Kommt in einer Viertelstunde nur auf meine Stube.

Wenn dann die Nachbaren auf Grills Stube kamen: so fanden sie mitten in derselben ein rundes Tischchen; es brannten darauf zwey Lampen, und

zwischen den zwey Lampen lag ein dickes Buch, ein alter Tröster aus dem vorigen Jahrhundert. Das einzige Fenster, welches der leeren Stube des Zauberers Licht gab, war mit einer Strohmatte verhangen. Es sah etwas schauerlich aus.

Nun setzte Grill an den kleinen Tisch zwey Stühle mit dritthalb Füßen; den einen besetzte er, den andern der zitternde Nachbar. Hierauf nahm Grill, mit einer geheimnißvollen Miene ein Stück Kreide und machte damit um den Tisch einen Kreis. Aus diesem Kreise thut keinen Tritt, sagte er zum Nachbar, sonst seyd ihr des Todes.

Nun mußte der Nachbar ein Paar Thaler auf das alte Buch zwischen den zwey flimmernden Lampen legen und mit lauter Stimme die Worte dazu sprechen: „Das ist für deine Mühe, Grill!"

Jetzt erst gieng der Zauberakt recht an. Grill nahm das Buch, küßte es dreymal, machte mit der Kreide ein Kreutz darauf, murmelte etwas in den Bart, schlug sich einigemale gewaltig an die hohle Brust und rief endlich mit mächtiger Stimme: Hokus Pokus! Lippus Tippus! Tschirri Mirri! Perri Zerri! Klunkus Funkus! Abraka Kadabraka! Dann ward er mäuschenstill. Schurke! rief er nach einer kleinen Pause, du verdienst den Galgen! für dießmal mag es dir noch so hingehen; aber, bey allen drey Himmeln! wenn du noch ein einzigesmal etwas wegpraktizirst, dann ist keine Barmherzigkeit für dich, weder im Himmel noch auf Erden, noch

unter der Erde. Nimm jetzt nur gleich das gestohlne Gut und führ' es augenblicklich in den Wald; gehe immer den ersten Bach hinauf, da wirst du an eine Grube stoßen; rechts bey der Grube ist ein dickes Gebüsch, in diesem binde das Thier an, und verlasse mit Windes Schnelle diesen Platz. Abraka! Kadabraka!

Es ist geschehn! sagte dann Grill zu dem Nachbar, steckte die zwey Thaler in die Tasche und hieß den Nachbar an den Platz hingehen, den er eben beschrieben hatte. Hier fand der Nachbar ganz natürlich sein gestohlnes Vieh, freute sich über den Fund und überhäufte den Zauberer Grill mit Danksagungen und Geschenken.

In dem nächsten Dorfe wohnte in einem prächtigen Schlosse die Herrschaft, deren Unterthan Grill war. Die gnädige Frau, deren Finger immer mit brillantenen Ringen umgeben waren, erschrack eines Tages gewaltig, als sie den schönsten und kostbarsten von diesen Ringen vermißte. Sie hatte ihn die Nacht über auf ihre Toilette gelegt, des andern Morgens aber war nichts davon zu sehen.

Die gnädige Frau jammerte um den kostbaren diamantenen Ring; allein das half nichts, der Ring war verschwunden. Daß ihn jemand gestohlen haben müsse, darin stimmten alle überein; aber wer nun eigentlich der Dieb sey? Dieses wagte Niemand zu entscheiden.

Der Ruf des pfiffigen Grill hatte sich auch auf das Schloß verbreitet. Man lachte darüber und

hielt alles für Erdichtung, was man von ihm erzählte. Jetzt aber änderte man mit einemmale seine Meynung. Es könnte doch seyn, sagte man, daß Grill den Dieb ausfindig zu machen weiß. Man hole ihn aufs Schloß, sagte die gnädige Frau, welche durch den Verlust des Rings sehr verstimmt worden war.

Sogleich lief ein Bedienter spornstreichs zu Grillen und überbrachte ihm den Befehl der gnädigen Frau.

Grill warf sich schnell in seine Sonntagskleidung und marschirte mit bangem Herzen aufs Schloß. Er glaubte, seine Betrügereyen wären entdeckt und dann hatte er nichts Tröstliches zu erwarten; denn der gnädige Herr war streng, und Grill fürchtete sich vor ihm gewaltig.

Als Grill auf dem Schlosse erschien, redete ihn der Herr gar freundlich an, und Grillen wurde es wieder leichter ums Herz. Lieber Grill! sagte der Herr, ich habe schon lange vernommen, daß Ihr Diebe entdecken und sie zwingen könnt, das Gestohlene wieder zurückzustellen. Da ist uns hier ein Kasus paßirt, wobey Ihr uns mit Eurer Kunst gut zu Hülfe kommen könnt. Der gnädigen Frau ist ein kostbarer brillantener Ring in der vorigen Nacht gestohlen worden; wenn Ihr uns den wieder verschafft, sollt ihr zehn blanke Conventionsthaler bekommen.

Das war für Grillen gar kein angenehmer Antrag. Er zuckte die Achseln und sprach ganz

kleinlaut: Gnädigster Herr! so weit reicht meine Zauberkunst nicht. Wohl hab' ich schon manchen Ochsen- Kuh- und Schafdieb ausfindig gemacht, aber mit Ringdieben kann und mag ich nichts zu schaffen haben, die gehorchen mir nicht. Da müssen sich Ew. Gnaden an jemanden anders wenden.

Der Herr versprach Grillen noch zehn Conventionsthaler, wenn er ihm den Ring verschaffte. Da aber Grill immer die Achseln zuckte und hoch und theuer versicherte, er könne nicht dienen, so wurde der Herr zornig, und rief mit mächtiger Stimme: Schlingel! Du verstehst dich mit dem Diebe, aber ich will dich schon bekommen! Ich gebe dir drey Tage Bedenkzeit. Entdeckst du mir hierauf nicht den Dieb, so lass' ich dich in schwere Ketten schmieden und in das tiefste Loch werfen; und wenn du dann den Ring noch nicht schaffst, dann bekommst du ein Halsband und einen Platz am Galgen. Johann! führ ihn in das Zimmer Numer 8.

Johann that dieß. Grill war ganz betäubt, sein Herz bewegte sich sehr unruhig. Er warf sich auf den ersten besten Stuhl und seufzte: O Grill! Grill! Dieß war seine Gewohnheit. Wann er etwas nicht recht gemacht hatte oder in Angst war, rief er immer: o Grill! Grill!

Johann verließ die Arreststube, und schlich sich sachte unter den Schoppen, wo sich die zwey übrigen Bedienten befanden. Bedächtig sahen sie sich an, und man konnte es ihnen deutlich anmerken, daß es

bey ihnen unter dem zweyten Knopfloche linker Hand nicht richtig stehe. Tausend! wenn der sakermentsche Zauberkerl es heraus bringt! sagte Johann zu den Andern. Diese kratzten sich und Bangigkeit und Furcht malte sich auf ihren Gesichtern. Niemand anders als sie hatten den Ring von der Toilette entwendet.

Grill schlief in der Nacht sehr wenig, doch etwas mehr als die drey Bedienten. Den Tag darauf besuchte der Herr vom Schlosse eines seiner Güter; alle drey Bedienten fuhren mit, und sie kehrten nur spät des Abends zurück. Johann war neugierig zu erfahren, wie es mit dem verwünschten Zauberer stünde. Unter dem Vorwande, das Eßgeschirre zu holen, in welchem man dem gefangenen Grill das Abendessen gebracht hatte, gieng er auf dessen Stube. Grill saß hingestreckt auf einem Stuhle und sprach kein Wort. Johann nahm Schüsseln, Teller, Messer und Gabel zusammen und verließ das Zimmer. Als er eben die Thüre öffnen wollte, streckte Grill, gerade wie Ernst, wenn man ihn aus dem Abendschlummer weckt, seinen Körper und sagte: das wäre nun der erste! —

Grill meynte damit, das wäre nun der erste Tag. Aber Johann verstands anders. Die Worte: „das wäre nun der erste" giengen ihm wie ein Stillettstich durchs Herz, und dieses pochte so gewaltig, daß man hätte glauben mögen, es wolle einen Wagsprung durch seine Brust machen.

Wir

Wir sind entdeckt! rief Johann, als er mit den zwey andern Bedienten zusammen kam.

Wie? was? warum? flüsterten die Andern.

J! sagte Johann, eben komm' ich von dem sakermentschen Zauberkerl. Er sah mich starr an und als ich aus der Stube treten wollte, sagt' er vor sich hin: das wäre nun der erste! Ich wett, wenn du, Jürg', oder du, Casper, Morgen zu ihm gehst: so sagt der Kerl: das wäre nun der zweyte.

Da standen nun alle drey, wie die Marthe in der Fabel, der der Milchtopf vom Kopfe herabgefallen war, aus welcher sie sechs Batzen zu lösen hoffte, für die sie sich Eyer kaufen, und aus den Eyern junge Hühner ziehen, dann durch den Verkauf der Hühner zum Besitz eines Schweines und endlich gar einer Kuh, und, versteht sich, auch eines lustigen Kalbes gelangen wollte.

Was ist nun zu thun? sagte mit schwacher Stimme der stämmige Casper.

Wir wollen den morgenden Tag erwarten, versetzte Jürg. Ich will sehn, daß ich Abends auf seine Stube komme; da wird sichs zeigen, was an der Sache ist.

Des andern Tages kam richtig Jürg auf Grills Stube. Grill sah ihn finster an und als er eben heraustreten wollte, sagte der Zauberer: nun das wäre der zweyte.

Jürgen standen die straubigen Haare zu Berge. Mit stotternder Stimme erzählte er den Andern, was er gesehn und gehört hätte.

Da lief allen das Blut so unregelmäßig durch die Adern, als mancher Bach, der eine morastige Wiese zickzack, nicht durchläuft, sondern durchwühlt.

Die armen drey Schächer hielten großen Rath, und es wurde darin folgendes beschlossen: Casper sollte den folgenden Tag Abends auch auf Grills Stube gehen und wenn dieser dann die nämlichen Worte sagte, die er an zwey verflossenen Abenden sich vernehmen ließ: so sollte Casper ihm alles gestehen, ihn um Verschwiegenheit ersuchen, und ihm, wenn er sich dazu verstände, ein ansehnliches Geschenk anbiethen.

Den folgenden Tag Abends kommt wirklich Casper auf die Arreststube. Grill sieht ihn mürrisch an, und als er zur Thüre hinaus will, gähnt der Zauberer gewaltig und spricht während des Gähnens: das wäre nun der dritte und letzte!

Da läßt Casper Schüsseln und Teller fallen, kehrt mit ängstlichen Gebehrden um und ruft: O mächtiger Zauberer! wir sinds! wir sinds!!

Grill schaut sich um und sieht Caspern zu seinen Füßen. Ha! nur 'raus damit! rief er; vermaledeyter Halunke! nur 'raus damit! ich weiß alles — alles!

Das wissen wir, stammelte Casper. Du bist ein allmächtiger Mann! dir ist es so gut bekannt wie uns selbst — —

Ja wohl, ihr Schurken! rief Grill ganz zornig.

Ums Himmels Willen! fuhr Casper fort, verrathe uns nicht. Wir haben unsrer Herrschaft immer treu und redlich gedient, ich schwöre dir es hoch und theuer. Aber ich weiß nicht, welcher böser Geist vor einigen Tagen in uns gefahren ist, und uns bewogen hat, den Ring zu entwenden. Mächtiger Zauberer! wenn du reinen Mund halten willst, so sollen diese Kremnitzer Dukaten dein seyn.

Seht ihr Lumpengepack! rief Grill und zog gewaltig die Augenbraunen zusammen, wie schlecht eure gute Herrschaft mit euch berathen ist! Ihr verdientet das Loch und ein gedrehtes Halsband. Doch ich will es für dießmal so hingehen lassen, weil du sagst, ihr hättet euch noch nie solcher Verbrechen schuldig gemacht. Aber attrapire ich euch noch einmal auf einem solchen Kasus, dann genade euch der liebe Himmel. Nur her mit dem Ring.

Casper reichte ihm mit zitternder Hand den Ring und einige Dukaten.

Hast du nicht einen Hund bey der Hand? Bring' mir einen her, sprach Grill.

Casper brachte einen schönen Bullenbeißer auf die Stube. Der gehört zur Leibwache der gnädigen Frau, sagte er, er bringt alle Nächte bey ihrer Schlafkammer zu.

Desto besser, erwiederte Grill. Er nahm hierauf ein Stück Brod, that den Ring hinein und gab es dem Bullenbeißer zu fressen. Er verschluckte dasselbe wie Johann die Semmelklöse, die er immer zu gierig genießt.

Nun bringe den Hund wieder fort und laß davon nichts merken, sagte Grill.

Mit erleichtertem Herzen verließ Casper die Stube, doch war er bey weitem noch nicht so ruhig als der Hund, der neben ihm gieng.

Des andern Tages ließ der Herr vom Schlosse Grillen vor sich rufen. Na, wie stehts? sagte er, willst du das Loch oder die zwanzig Speciesthaler?

Die zwanzig Speciesthaler! antwortete Grill, ganz gelassen.

Aber wo ist der Ring? sagte der Herr.

In dem Magen des Leibwächters der gnädigen Frau, erwiederte Grill.

Doch nicht in Johanns Magen? sagte der Herr; denn dieser gehört zur Leibwache meiner Frau.

Nein! versetzte Grill, lassen Sie nur gleich den Bullenbeißer schlachten.

Den Bullenbeißer? bist du toll, Kerl! rief der Herr.

Auf mein Wort, antwortete Grill ganz ruhig.

Der Liebling der gnädigen Frau wurde auf den Hof geführt und ihm der Bauch aufgeschnitten. Man fand richtig in seinem Magen den kostbaren Ring. Da war Freude über Freude! die gnädige Frau vergaß den Verlust ihres Herkules (so hieß der Hund); denn der wiedergefundene Ring war beynahe tausend Thaler werth.

Grill erhielt die versprochenen zwanzig Speciesthaler; die gnädige Frau drückte ihm auch einige in

die Hand und befahl anzuspannen, und ihn auf einer halbgedeckten Kutsche nach Hause zu fahren.

Die Ehre, mit vier feisten Rappen zu fahren, hatte Grill noch niemals genossen; sie that ihm ungemein wohl, und er saß in der Chaise wie ein König von Jerusalem. In zehn Minuten war er vor seinem Hause. Er stieg ab und kehrte in seine baufällige Hütte.

Casper kehrte auch ein. Er staunte nicht wenig, da er hier alles in einem so elenden Zustande fand. Schon auf dem Wege gieng ihm der Gedanke durch den Kopf, es wäre wohl möglich, daß Grill nur ein Betrüger und der Mann nicht wäre, für den man ihn hielt. Der Anblick seiner Stube machte ihm dieses noch wahrscheinlicher. Wart', dachte er, willst ihn doch auf die Probe stellen. Es wäre nicht übel, wenn du ihn auf dem Betrug ertapptest und ihm die Dukaten wieder abnähmst.

In diesem Augenblicke hüpfte eine Grille bey den Füßen Caspers vorbey. Casper erhaschte sie, ohne daß Grill es bemerkte. Er hielt sie fest in der Hand.

Hörst' du, mächtiger Zauberer! rief jetzt Casper; verzeih' mir, daß ich dich für einen Betrüger halte. (Grill machte große Augen.) Mit deiner Allwissenheit ists nicht weit her. Dicke kannst du wohl thun, aber es steckt nichts in dir. Gesteh' nur den Betrug, oder wir kommen nicht so friedlich auseinander, als wir in die Stube gekommen sind. Sag' mir einmal, was hab' ich hier in meiner Hand?

Errräthst du es, so hab' ich Respekt vor dir, erräthst du es nicht, so bist du ein Beutelschneider.

Casper streckte den Arm aus und hielt dem erschrockenen Grill die Faust hin, worin sich die Grille, eben nicht in dem angenehmsten Zustande, befand.

Dem armen Grill war es zu Muthe, wie einem Gefangenen, der sich von seinen Fesseln losmachte und dem Kerker entrann, plötzlich aber von nachgeschickten Häschern eingeholt und in noch engere Verwahrung gebracht wird.

Nur 'raus mit der Sprache! rief Casper und fuhr mit der Faust dem von Furcht bezauberten Zauberer vor die Brust. O Grill! Grill! rief dieser angstvoll aus.

Ja wahrhaftig! eine Grill! schrie Casper voll Verwunderung, während er schnell die Hand öffnete, aus welcher die gedrückte Grille, froh über ihre Freyheit, herab sprang.

Casper empfahl sich dem Zauberer Grill, und versicherte ihn, daß er allezeit Respekt vor ihm haben werde. Wer war froher als Grill! Er hatte nun Geld und es fiel ihm jetzt nicht mehr ein, durch Betrügereyen welches zu verdienen.

Die Geschichte mit dem Ring der gnädigen Frau verbreitete sich weit und breit. Selbst verständigere Leute glaubten sie und hielten von nun an Grillen für einen Herenmeister. Aber so geht es oft in der Welt. Die Einfalt glaubt das Wunderbare aus Einfalt, und selbst Verständige lassen sich durch den

Schein und durch die Pfiffe listiger Betrüger hintergehen. Ich hoffe, meine Leser und Leserinnen werden klüger seyn.

Der spukende Kürbis.

Herr Starke.

Vetterchen! daraus wird nichts; so was glaube, wer da will, ich glaub es nicht, und wenn du mir noch hundert und abermal hundert Geschichten erzählst, so bleib ich steif und fest dabey: es giebt keine Gespenster.

Michel Haas.

Sie sind der alte ungläubige Herr Vetter! Ich wollt' nur, es käme Ihnen einmal was auf die Ferse. Aber Sie gehn des Abends so selten aus, und zwischen eilf und zwölf Uhr Nachts liegen sie hübsch in Ihrem Federbette und schlafen eins drauf los; freylich hören und sehen Sie da nichts, und wenn der Spuk noch so groß wäre.

Herr Starke.

Narrenspossen! nichts als Narrenspossen! Glaubst du denn, daß ich immer zwischen eilf und zwölf Uhr des Nachts im Bette gelegen habe? gehorsamer Diener, Vetter! Vor einigen Jahren

giengs mit mir nicht so hübsch ruhig zu. Da mußt' ich oft die ganze Nacht hindurch wachen, und, wohlgemerkt! das unter freyem Himmel.

Michel Haas.

Huhu hu!

Herr Starke.

Ich reiste zuweilen durch dicke Wälder. Vetterchen! es sah darin oft so finster aus, wie in einer trüben Nacht, wo kein Sternchen am Himmel funkelt, und ich war ganz allein, denn mein Rappe konnte mir nicht viel helfen. Ritt ich dir doch manchmal den lieben ganzen Tag, und keine einzige Seele kam mir zu Gesicht. Da brach oft die stockfinstre Nacht ein, und ich mußte Halt machen, meinen Rappen anbinden, ihm etwas Nachtfutter suchen, und mich dann in ein Gebüsch lagern und den neuen Tag erwarten. In der ganzen Natur herrschte eine schauervolle Stille, die nur zuweilen durch das Gequäcke wachender Frösche oder durch ein dumpfes Uhugeschrey unterbrochen wurde.

Michel Haas.

Und es wurde ihnen nicht bang ums Herz?

Herr Starke.

Ich wüßte nicht warum? Ja, wenn ich so ein furchtsamer Haase gewesen wäre, wie manche Menschen, wenn ich an Hexen und Gespenster geglaubt hätte, dann würd' ich freylich manchmal wie ein

Espenlaub gezittert haben. So aber blieb ich ganz ruhig. Es ist mir auch mein lebtag kein Gespenst! zu Gesichte gekommen, und wär's gekommen, Dann hätt' ichs mit ihm aufgenommen. Ja! ja! Vetter! du darfst nicht stutzig darüber werden. Ich glaub steif und fest, daß jeder Geist, den manche Menschen gesehen haben wollen, so gut Fleisch und Bein hatte, wie ich und Michel Haas. Das ist so wahr, als zweymal zwey ist vier. Aber um wieder auf meine Reisen zu kommen. Einmal ritt ich dir nach Braunschweig. Der Abend rückte heran. Ich ritt und ritt und konnte kein Dorf, keine Stadt erreichen. Die Nacht brach ein. Ich mußte mirs gefallen lassen, unter freyem Himmel Nachtquartier zu nehmen. Als ich mein Pferd angebunden hatte, suchte ich Futter für dasselbe. Kaum war ich ein Paar Schritte vorwärts gegangen, pautz! da stieß ich mit meinem Kopfe an eine Wand, daß ich glaubte, der Hirnschädel wäre entzwey. Ich griff schnell nach dem Kopf; zu meiner Freude fand ich ihn so ganz, als vorher. Aus den Schmerzen, die mir das unsanfte Wandrennen verursachte, macht' ich mir nicht viel. Holla! dacht' ich, du bist geborgen! hast eine Hütte gefunden, in der du übernachten kannst; 's ist wohl alles mäuschenstill darin, aber die Leute schlafen gewiß schon, und da kannst du sie wecken; als einem müden Reisenden werden sie dir das verzeihen. Ich fand keine Fenster, aber eine Thüre. Ich pochte und rief, und rief und pochte, aber 's blieb mäuschenstill wie zuvor. Ist ein Stück

von einem alten Schloß, dacht' ich, oder ein Jägerhaus, so leer wie mein Magen. Doch holt' ich meinen Gaul herbey und band ihn an eine Säule, die ich bey dem Gemäuer fand. Drauf legt' ich mich aufs rechte Ohr und schlief dir so süß, als wohl mancher reiche Herr auf seinen Eiderdunen nicht schläft. Als ich meine Augen aufmachte, tausend! da guckte mir schon die Sonne ins Gesicht, so freundlich, wie dich deine Schwester, Fränzchen anguckt, wenn du ihr etwas zu Gefallen thust. Da ich aber aufsprang und mich herumspähte, wo ich wohl wäre: da macht' ich große Augen, wie du, wenn dir der Marder ein Täubchen wegstiehlt. Weißt du wohl, wo ich die Nacht zugebracht hatte? Nirgends anders, als unter einem Galgen.

Michel Haas.

O weh! o weh! hu! wie schauderts mich!

Herr Starke.

Ich guckte auf den Galgen; da hieng dir ein großer, dicker Kerl, in einem pechschwarzen Hemd', mit einem gewaltigen Schnurbart, der machte mir kein freundliches Gesicht. Armer Schelm! dacht' ich, kannst dich nicht mehr der lieben Sonne freuen, die so lieblich auf die Welt herab guckt. Drauf sah ich mich um nach dem Gaul. Lieber Himmel! rief ich! nichts als lauter arme Sünder! die Säule, an welcher ich das Pferd angebunden hatte, war oben mit einem kleinen Rade und einer eisernen Spitze versehen. Auf dieser Spitze stack ein Menschenkopf,

den man den Tag zuvor einem Verbrecher abgehauen hatte.

Michel Haas.

Nicht wahr, Herr Vetter! jetzt wars Ihnen nicht wohl zu Muthe?

Herr Starke.

I nu! es überlief mich freylich ein kleiner Schauer, aber nicht darum, weil ich gerade unter dem Galgen übernachtet hatte, sondern weil ich zwey arme Schelme auf eine so schimpfliche Art hier zur Schau ausgestellt sah. Euer Anblick, ihr Unglücklichen! sagt ich, wahrlich! der wird Niemanden erbauen! Ich schwang mich aufs Roß und ritt auf und davon. Sieh' Vetter, solcher Affairen hatte ich oft, aber niemals ist es mir noch gelungen, ein Gespenst zu Gesichte zu bekommen.

Michel Haas.

Nein! davor bewahre mich Gott, daß ich jemals so ganz allein auf einen solchen Platz im Finstern gelangen sollte. Was Sie mir auch sagen mögen, es bleibt doch wahr, daß die Geister zuweilen im Grabe keine Rast und Ruh haben, und daher auf der Erde herumwandeln wie Schatten; und davor sey einem der liebe Himmel gnädig. Hören Sie nur, gestern hat Frau Lipps uns wieder eine schaurige Geschichte erzählt, die ganz wahr ist. In Liebenhain stirbt Ihnen neulich ein reicher Amtmann. Das war ein Mann, der seines gleichen nicht hatte. Der verstands! —

Geld hatt' er, wie ein Fürst. Niemand wußt' so viel woher ers nahm. Kaum ist er begraben, so hört man gleich in der drauf folgenden Nacht in seinem Haus ein Gepolter, daß den Leuten, die dadurch aufgeweckt wurden, Hören und Sehen vergieng. Das Gerassel kam näher. Hu! da erblickte man den Amtmann an dem Schrank, wo er sein Geld hielt. Centnerschwere Ketten mit centnerschweren Schlössern hiengen an seinen Händen und Füßen. Damit rasselte er dreymal über seinen Schrank und gieng dann, wie ein ernsthafter Spanier, mit bedächtigen Schritten zur Thüre. Er war noch einmal so groß als bey seinen Lebzeiten. Die Hände stacken an dem dünnen Kopfe und hiengen bis auf den Fußboden herab; auf seiner Stirne waren ihm fünf Schöpsenhörner herausgewachsen und auf der Brust standen folgende feurige Buchstaben: I. W. B. U. B. N. V. Was sollen die Buchstaben anders bedeuten als die Worte: „Ich war böse und bin nun verdammt"? Als der spukende Amtmann zur Stubenthüre kam, schüttelte er noch einmal mit aller Gewalt die Ketten, darauf verschwand er, und hinterließ einen abscheulichen Gestank.

Herr Starke.

Ha ha ha! Aber, Vetterchen! du sagtest ja, es verloren Alle Hören und Sehen, als sie den Amtmann erblickten. Da nimmts mich doch, wahrlich! Wunder, daß sie so genau seine langen Hände, seinen dünnen Kopf, seine fünf Schöpsenhörner, die

feurigen Buchstaben und den ganzen Kerl überhaupt sehen konnten. Das ist eitel Betrug, oder die Leute, die den Amtmann sehen, sind nicht richtig im Temperamente. Doch Punktum. Laß uns, Vetterchen! von was anderem sprechen.

Herr Starke war ein Weinhändler, dem Herz und Kopf auf dem rechten Flecke saß. Er hatte auf der Welt gar viel erfahren und war dadurch sehr klug geworden, man hatte ihn allenthalben gern, denn er war ein braver und sehr lustiger Mann, der gern Späßchen machte, die oft so drollig waren, daß man sich darüber herzlich zerlachen mußte. Ueber seinen Vetter Michel machte er sich oft recht lustig.

Michel Haas war der Sohn eines Bandfabrikanten. Schon in seinen früheren Jahren hatten die Dienstmägde seines Vaters ihm allerhand Spukgeschichten erzählt von den Nachttrucken, von dem Wassermann, von dem wilden Jäger, von der Kornmutter, u. s. w. Der kleine Michel hörte mit offnem Munde die albernen Mährchen an und glaubte alles haarklein. Er fieng an, sich vor Gespenstern zu fürchten, und diese Furcht verließ ihn auch nicht, als er schon erwachsen und bey Verstande war.

In der Nacht besonders war Michel Haas ein recht furchtsamer Haase. Ein Paar alte Weiber, die oft in das Haus seines Vaters kamen, unterhielten ihn gewöhnlich mit Geister- und Hexengeschichten und so ward er in seinem Glauben an Geister und Gespenster immer mehr befestigt.

Michel Haas war schon vierzehn Jahre alt, als das vorhergehende Gespräch mit seinem lustigen Vetter, Herrn Starke, vorfiel. Der Abend hatte sich genähert und die Dämmerung fieng an, in Finsterniß überzugehen. In manchen Häusern brannte schon Licht. Herr Starke griff nach seiner Köllnerpfeife und setzte sich in seinen Großvaterstuhl, um eins zu schmauchen. Da er aber in den Beutel griff, fieng er an zu lachen und sagte: Tausend! der Beutel ist leer, ich glaube, ein Geist, der gerne schmaucht, hat mir meinen Vorrath an Tobak weggekapert. Doch! — ha ha! nun kommt mirs ein. Vormittag war Vetter Michel, dein Vater, und Gevatter Sturm bey mir; die leerten den Beutel. Hör' Vetterchen! sey so gut, und spring in das Materialiengewölbe und hol mir da ein Pfund Porto Ricko.

Michel kratzte sich hinter den Ohren. Haben Sie denn Niemanden zu Hause, sagte er, der statt meiner hingehen könnte?

Alles aus meinem Hause ist ausgeflogen, erwiederte Herr Starke. Hier ist das Geld, mach, aber hurtig, hin, damit mein Pfeifchen bald dampft.

Michel.

Ja! — — aber — —

Herr Starke.

I der Tausend! sey kein Närrchen. Nicht wahr, du fürchtest dich hinzugehen, weil es schon etwas finster ist, ich seh' dirs deutlich an, he, Vetterchen?

Es ist aber auch wahr. Wer sollt' sich jetzt nicht fürchten. Nach Hause will ich schon gehn, aber in das Materialiengewölbe, wo der Amtmann aus Liebenhain sich oft aufhielt, und wo neulich eine alte Magd gestorben ist, hu, lieber Herr Vetter! das ist keine Kleinigkeit (er machte mit den Schultern verschiedene Manövers).

Herr Starke.

Ha ha ha! Du Närrchen! laß dir so was nicht in den Kopf kommen. Da nimm meinen Knotenstock und wenn dich jemand anpackt und dir was zu Leide thut, versetz' ihm eines. Allons! Michel, Allons! Frisch gewagt ist halb, und bey dieser Gelegenheit ganz gewonnen.

Mit vieler Mühe entschloß sich Michel, das Geld für ein Pfund Porto Ricko zu nehmen und in das Materialiengewölbe zu wandern. Mit pochendem Herzen verließ er seines Vetters Haus und als er bey dem Gewölbe ankam, zitterte er, wie wenn er zum Galgen geführt würde.

Es waren keine acht Minuten verflossen, so wurde Herrn Starke's Stubenthür heftig aufgerissen. Michel stürzte wie wüthend herein. Seine Blicke waren verwirrt, sein Körper zitterte, als hätte er das kalte Fieber; die Zähne klapperten und mit stotternder Stimme rief er: ach! ach! das Gott erbarm'! — Herr Vetter! — ach! ach! —

Was ist? was ist? sagte Herr Starke, hat dich ein wüthender Hund, ein Räuber angefallen?

Ach! ach! rief Michel voll Angst. Der Amtmann! — der Amtmann! —

J der Amtmann, versetzte Herr Starke, liegt im Grab und schläft und braucht keinen Porto Ricko mehr.

Huhu! rief Michel und schüttelte sich, wie sein Spitz wenn er aus dem Wasser kam; der Amtmann! — der leibhaftige Amtmann! — ich sah ihn im Hause des Materialisten. Gott im Himmel! sein Gesicht braunte, wie wenn es eben von tausend Blitzen angezündet worden wäre. Er spie Feuer wie ein Drache. Schlangen krabelten auf seinem Kopfe; nicht fünf, sondern wohl hundert Hörner hatt' er; die bewegte er hin und her; die langen Hände sah ich nicht. Ach! das war ein fürchterlicher Anblick! — —

Hahaha! du furchtsamer Hase! rief Starke, du wärst ein schlechter Geisterbanner! Wart' ein klein wenig, da sollst du bald deine Furcht verlieren!

Herr Starke nahm seinen Mantel, setzte eine pohlnische Mütze auf und ergriff einen derben Knittel. Nun, laß uns, sagte er zu Micheln, dem Herrn Amtmann eine Visite machen.

Nein! nein! rief Michel, daraus wird nichts! Ums Himmels willen, Sie werden doch nicht —

Ich werde doch nicht, sagte Herr Starke, des Amtmanns wegen heute keinen Porto Ricko rauchen. Vetterchen! komm' nur und nimm dich zusammen.

Michel wollte sich dazu schlechterdings nicht verstehen, aber als er sah, daß sein Herr Vetter dennoch

noch fort wollte, und er im Hause allein zu bleiben, gar keine Lust hatte, so entschloß er sich endlich, mitzugehen. Er klammerte sich an Herrn Starke und zitterte am ganzen Leibe.

Wo hast du denn den Amtmann gesehen? fragte ihn Herr Starke auf dem Wege.

Ach! antwortete Michel, gleich im Vorhaus, auf dem Gang linker Hand, da stand das Ungeheuer; hu hu!

Man näherte sich dem Hause des Materialisten. Himmel! welch ein Auftritt für Micheln! Er wollte davon rennen, aber sein Vetter hielt ihn fest. Rettung! Rettung! rief er; Herr Vetter! — Herr Vetter! — sehn Sie — da — da — der leibhaftige Amtmann! — hu hu! die Hörner! — die Schlangen! — die langen Beine! — den Drachenschwanz! — das feurige Gesicht! — uh! uh! — fort — fort — Herr Vetter! — Herr Vetter! — Michel fiel beynahe in Ohnmacht.

Wirklich sah auch Herr Starke eine große, große Gestalt. Bedächtig schritt sie herum, ihr Gesicht war feurig, auf dem Kopfe bewegte sich etwas hin und her und ein weisser Ueberzug hüllte den Oberleib ein.

Herr Starke schritt dieser sonderbaren Erscheinung immer näher, und als er ihr ziemlich nahe gekommen war, rief er: Wer bist du, wandelndes Ungeheuer?

Ich bin der Riese Goliath, antwortete die Gestalt mit einer erkünstelten Baßstimme.

Den Riesen Goliath hat ein kleiner Mann zu Boden gestreckt, sagte Herr Starke. Er hieß David. Willst du ein gleiches Schicksal erfahren?

Ach! sind Sie's, Herr Starke! rief die lange Gestalt! Hahaha! kennen Sie mich nicht?

Potz tausend! rief Herr Starke, das ist ja kein Amtmann; das ist der lustige Karl, des Materialisten Sohn. Sieh', Vetterchen!

In einem Hui stand Karl vor Herrn Starke und dem betäubten Michel. Die Sache verhielt sich so. Karl hatte sich ein Paar lange Stelzen machen lassen, auf diesen gieng er herum, dann hatte er einen Kürbis ausgehöhlt, eine Nase, einen Mund und ein Paar Augen in demselben ausgeschnitten und einige Lichter hingesetzt. Auf diesen Kürbiskopf, den er illuminirte, hatte er einige Federn, die Michel für Schlangen, und mehrere Stückchen Holz aufgesteckt, welche dieser in der Angst für Schöpsenhörner hielt; auch hatte er einen weissen Mantel umgenommen. Ehe er die Stelzen bestieg, setzte er den erleuchteten Kürbis ins Vorhaus auf den Gang, wo ihn der furchtsame Michel Haas erblickte.

Da Michel großen Lärm gemacht hatte, so liefen einige Menschen herbey. Da sie die Ursache davon erfuhren, lachten sie den Geisterseher weidlich aus.

Herr Starke lachte mit, ließ sich ein Pfund Porto Ricko geben und gieng dann, wohlgemuthet, mit seinem beschämten Vetter nach Hause. Vetterchen! sagte er hier, du bist mir doch wahrhaftig! ein ge-

waltiger Hexenmeister! aus einem hohlen Kürbiskopf, mir nichts dir nichts, einen Amtmann zu machen, dazu gehört, bey meiner Treu, viel Geschick! —

Kaum hatte er ausgesprochen, so kam seine Frau nach Hause. Sie war in dem nächsten Dorfe gewesen. Ich muß euch doch was Neues erzählen, sagte sie, nachdem sie ihrem Manne und dem jungen Vetter einen guten Abend geboten hatte. Man hat vor ein Paar Stunden zwey große Kerle nach der Festung durch das Dorf geführt, in welchem ich war. Sie hatten sichs einfallen lassen, in Liebenhain zu spuken. Sie verkleideten sich, drangen in die Wohnung des Amtmanns und wurden da für Gespenster angesehen. Das wollten sie. Sie benutzten die abergläubische Furcht der Einwohner und bestahlen das Haus des Amtmanns. Aber in einer Nacht wurden beyde von einigen Soldaten gefangen, die sich im Hause versteckt hatten und vor Geistern und Gespenstern nicht fürchteten.

Da haben wirs! rief Herr Starke. Siehst du, Michel, daß ich recht habe, wenn ich sage, daß die Geister Fleisch und Knochen haben wie ich und du. Die armen Kerle werden sich nun die Lust vergehen lassen, herum zu spuken.

Michel konnte nichts darauf antworten. Sein Vetter machte sich mit seiner Frau über ihn lustig und wann er wieder von Gespenstern zu reden anfieng, fieng Herr Starke an zu lachen und sagte: Michel! Michel vergiß den Kürbis nicht! —

Nach und nach legte Michel die lächerliche Furcht vor Gespenstern ab und wann er mit seinem lustigen Herrn Vetter sich ein vergnügtes Viertelstündchen machen wollte: so erzählte einer oder der andere die Geschichte mit dem spukenden Kürbis.

Die Ameise und der Floh.

Eine Fabel. Aus dem Spänischen.

Dem Floh erzählte einmal die Ameise alles, was sie thäte, und mit wie viel Fleiß und Mühe sie ihren Unterhalt gewönne, wie ihre Haufen gebaut, Wohnungen und Kornkammern darin abgetheilt, das Korn herbeygeschafft, und die Arbeiten unter Alle gleich vertheilt würden.

Der Floh hörte mit einer Kennermiene zu und sagte nur dann und wann ganz nachläßig: „Nu ja! „allerdings! Das versteht sich! Bravo! ja das wußt' „ich wohl! Ich sagte dirs ja! Natürlich! Das ist ja „klar! Da ist gar nichts besonders dran, u. s. w."

Die Ameise verlor endlich die Geduld über das abgeschmackte Gewäsch des Flohes. Guter Freund, sprach sie zu ihm, sey so gut und komm' mit hin zu meinem Haufen. Da dir nach deinem Meistertone das Alles so leicht ist, so gieb uns ein Pröbchen davon, und hilf uns einmal was Nützliches machen.

Der Floh schnellte mit einem leichten Sprunge hoch auf, und versetzte mit der unverschämtesten Dreustigkeit: „seht mir einmal die närrische Zumu„thung an! Und denkst du denn, daß mir so was „schwer fallen sollte? Man darfs ja nur angrei„fen. — Aber — jetzt hab ich zu thun. Ein ander„mal, Schwesterchen!"

* * *

Es giebt hie und da junge Prahler, die die Arbeiten ihrer Kameraden für leicht und nichtsbedeutend halten, und uns glauben machen wollen, sie könnten sie wohl eben so gut, wenn nicht noch besser machen. Fordert man sie aber auf, dieses durch die That zu beweisen, so haben sie — wie der Floh — keine Zeit dazu.

An einen Tadler.

Es fehlt dir, Freund! — drum tadelst du —
Verstand und Witz, wie Rock und Schuh.

Ehrenfels und seine Schüler.

Herr Ehrenfels, ein würdiger Lehrer der Jugend, von vielen Kenntnissen und einem edlen Herzen, befand sich eben mitten im Kreise seiner Schüler, als an die Thüre des Lehrsaales angepocht, und von einem einfach gekleideten ältlichen Manne ihm ein Papier überreicht wurde.

Ehrenfels las einige Zeilen von dem Aufsatze, den das Papier enthielt, und sagte zu dem Manne, der es gebracht hatte: Geh' er, lieber Freund! nur nach Hause und versichere die Armen, daß ich mein Möglichstes thun werde.

Als der Mann den Saal verlassen hatte, bat der ehrwürdige Lehrer seine Schüler, ganz still zu seyn; er wolle ihnen, sagte er, etwas vorlesen, was ihrem Herzen gewiß nicht gleichgültig seyn würde. In dem Augenblick herrschte eine tiefe Stille. Herr Ehrenfels las den Aufsatz, der auf dem eben erhaltenen Papier stand, laut vor:

An Menschenfreunde, welche helfen können und wollen.

Balthasar Ringk, wohnhaft in dem kleinen Dorfe Schwabhausen, ist ein Zimmermann und Va=

ter von vier noch unerzogenen Kindern. Alle, die ihn kennen, geben ihm das Zeugniß, daß er ein rechtschaffener Mann sey, und daß er stets durch Arbeitsamkeit und Berufstreue sich die Zufriedenheit derjenigen erworben habe, die ihm Geschäfte übertrugen.

Durch seinen Fleiß erwarb Ringk immer so viel, daß er damit seine Bedürfnisse befriedigen und für Weib und Kinder gehörig sorgen konnte. Seine brave Frau gab ihm hierin nichts nach; sie verdiente durch ihre weiblichen Arbeiten manchen Groschen. Allein es traf sie das Unglück, daß sie in eine gefährliche Krankheit versank. Ihr Mann wartete ihrer treulich; allein dieß hinderte ihn in seinen Geschäften, und seine Einkünfte verminderten sich mit jedem Tage und reichten endlich nicht mehr hin, die Arzeneyen zu bezahlen, die der Kranken verschrieben wurden. Der Arzt, ein edeldenkender Mann, entschloß sich nicht nur, sie unentgeldlich zu kuriren, sondern er bezahlte auch den Apotheker.

Die Frau genas. Ihr Mann konnte nun sein Haus verlassen, und seine Geschäfte so treiben, wie zuvor. Doch das Unglück schien sich gegen ihn verschworen zu haben. Bald nach der Genesung seiner Frau wurde er in die nächste Stadt gerufen, um dort bey dem Baue eines Gebäudes mit zu helfen. Da traf ihn das traurige Loos, daß er von einem hohen Gerüste herabstürzte und seinen linken Arm brach. Auf einem kleinen Wagen brachte man ihn des Nachmittags in seine Wohnung, wo seine Gat-

tin mit ihren vier Kindern das Unglück des Vaters beweinte.

Von nun an konnte Ringk nichts verdienen. Schon seit einem Jahre wird an seiner Hand geheilt und noch immer ist sie nicht hergestellt. Alle Geschäfte geriethen ins Stocken, die Ausgaben vermehrten sich und der unglückliche Ringk ward in die Nothwendigkeit versetzt, einige Summen zu borgen. Es ist Hoffnung da, daß er in einigen Wochen völlig hergestellt und im Stande ist, sein Handwerk zu treiben. Allein seine Wirthschaft ist zerrüttet, die Last der Schulden drückt ihn und seine ganze Familie befindet sich aus diesem Grunde fast immer in einer traurigen Gemüthsstimmung.

Edle Menschenfreunde könnten leicht durch thätige Unterstützung diesem Elende ein Ende, und einer rechtschaffenen, aber unglücklichen Familie das Leben wieder angenehm machen. O erwerbt euch dieses Verdienst, ihr, in deren Vermögen es steht, trocknet die Thränen der Verunglückten, unterstützt einen redlichen Mann, den treue Erfüllung seines Berufs in Armuth stürzte, verbreitet himmlische Freuden in dieser dürftigen Familie und werdet ihre Engel. Euer Herz und das Herz vieler Redlichen wird euch dafür segnen.

* * *

Die vorgelesene Geschichte, besonders der Schluß derselben, rührte die meisten Schüler des ehrwürdigen Ehrenfels bis zu Thränen.

Kinder! sagte der Lehrer! solche Leidende sind unsrer Hülfe werth; sie zu unterstützen, ist heilige Pflicht eines jeden Menschen. Mir ist die Betteley sehr verhaßt, weil sie die Unverschämtheit und den Müßiggang befördert, und weil sich ihrer oft solche Menschen bedienen, die noch Kraft in ihren Knochen haben und die durch ihrer Hände Arbeit sich sehr leicht ihren Unterhalt verdienen könnten. Aber wenn ein rechtschaffener Mann unsre Hülfe anfleht, der an seiner Armuth nicht selbst Schuld ist, der vielleicht gar bey der treuen Erfüllung seines Berufs verunglückte, dann gebe jeder, der was hat, er gebe so viel er kann und er gebe gern. Wißt ihr was, liebe Schüler! Fast alle von euch haben etwas Geld. Ihr könnt dieses nicht besser anwenden, als wenn ihr davon einiges dem unglücklichen Ringk zukommen lasset. Doch zwingen will ich Niemanden dazu. Es steht jedem frey, ob? und was er beytragen will? Nach der Lehrstunde können diejenigen, die etwas geben wollen, hier auf diesen Bogen hinschreiben, wie viel sie beyzutragen geneigt sind.

Als die Lehrstunde geendigt war, verließ der Lehrer den Saal, die Schüler aber blieben dort. Einer ergriff nach dem andern die Feder und schrieb hin, wie viel er zur Unterstützung der Ringkschen Familie beysteuern wolle. Der eine trug zwey, ein anderer drey, ein dritter vier, und einige acht Groschen bey.

Nun kam die Reihe an Sigismund Gabler. Alle waren neugierig, wie viel dieser wohl aufschreiben

werde? Er war eines reichen Mannes Sohn und in seiner Sparbüchse stacken viele Louisd'ore. Ich wette, sprach einer, der ihn in Ansehung seines Charakters noch nicht kannte, Gabler schreibt einen Louisd'or auf. Aber wie sehr staunten alle, da Sigismund das Papier weiter gab und in einem muthwilligen Tone ausrief: Ich gebe nicht einen Heller! ha! ich bin kein Narr!

Ist das dein Ernst, Gabler? fragten ihn Einige.

Mein ganzer Ernst, erwiederte Sigismund, lachte spöttisch, drehte sich auf den Fersen herum und verließ den Lehrsaal.

Diese Gefühllosigkeit des jungen Kavaliers mußte natürlich Allen mißfallen. Jeder fühlte eine Art von Verachtung gegen ihn. Und diese verdiente er auch.

Was der rechtschaffene Lehrer, Ehrenfels, von Sigismunden dachte, als er sein Betragen erfuhr, kann man sich leicht denken. Es schmerzte ihn sehr, unter seinen Schülern einen so gefühllosen Klotz zu haben. Indeß freute er sich auch, daß die Meisten derselben edler dachten und daß, außer Gablern, alle etwas zur Milderung des Elendes einer braven Familie beygetragen hatten. Es kamen zwölf Gulden zusammen; er und seine eigenen Kinder legten eben so viel dazu; auch fanden sich noch einige andere Menschenfreunde, die, aufgefordert durch ihn, diese Summen um ein Beträchtliches vermehrten; kurz, Ehrenfels war bald im Stande, dem unglücklichen Ringk funfzig baare Gulden zu überschicken und ihm

im Namen mehrerer Rechtschaffenen Trost zuzusprechen.

Was das für Freude gab, als Ringk unverhofft diese Summe erhielt! wie herzlich er mit Frau und Kindern seinen Wohlthätern dankte! O die Thränen hättet ihr sehen sollen, ihr edlen Seelen, die ihr ihn unterstütztet, die Thränen, die seine ganze Familie weinte, als eure Beyträge dem braven Manne mit einem herzlichen Briefe überreicht wurden. Wie hätte auch dir das Herz gepocht, Sigismund! wenn du den innigen Dank hättest vernehmen sollen, welchen die Unterstützten gen Himmel schickten, und der euch galt, die ihr seine Wohlthäter wurdet!

Ringk erholte sich, seine Hand ward völlig geheilt, und er war nun wieder im Stande, sein Handwerk zu treiben. Die meisten Schulden bezahlte er und befreyte sich dadurch von einer Last, die ihm einige Zeit hindurch das Leben sehr verbittert hatte. Sein Hauswesen befand sich bald in einem besseren Zustande und überhaupt begann jetzt für ihn und seine Familie ein neues Leben. Daß er seinen Wohlthätern für ihre Unterstützung dankte, versteht sich von selbst; er war ja ein rechtschaffener Mann. Er that dieß in einem herzlich geschriebenen Briefe.

Ohngefähr nach einem halben Jahre wollte Herr Ehrenfels seinen Schülern einen Spaß machen. Er kündigte ihnen eines Tages an, daß sie morgen früh um 6 Uhr sich in der Schule versammeln und mit Proviant auf einen ganzen Tag versehen sollten. Da war Freude über Freude.

Um 6 Uhr des andern Tages waren alle in der Schule. Mit Sehnsucht erwarteten sie den Lehrer, und jubelten ihm entgegen als er erschien. Er ließ Alle sich in eine Reihe stellen, und theilte ihnen die frohe Nachricht mit, daß er heute mit ihnen in den schönen Wald gehen wollte, der ohngefähr drey Stunden entfernt lag. Alle freuten sich darüber herzlich.

Man marschirte ab und noch vor 9 Uhr war man an Ort und Stelle. Man machte ein gewaltig grosses Feuer, lagerte sich um dasselbe und beschäftigte sich mit Kochen und Braten. Ehrenfels schoß ein Paar Holztauben, sechs Goldämmer, einen Hasen und ein Dutzend Krametsvögel. Das erlegte Geflügel wurde gepflückt, und so gut zugerichtet, als es nur immer möglich war. Jeder bekam ein Stückchen davon. Man beschäftigte sich auf verschiedene Weise, machte sich Lauben, spielte, sang und so verfloß für jeden der Tag recht angenehm.

Sigismunden Gabler wäre bald ein fataler Streich paßirt. Etwas weit von dem Platze, wo man sich gelagert hatte, befand sich eine frische Quelle, aus der man das Wasser holte, welches getrunken wurde. Sigismund wollte auch einen Krug voll holen. Er gieng und gieng und konnte die Quelle nicht finden. Wohl eine Stunde irrte er herum. Da kam er zu einem Mann, der Holz zurechte haute. Diesem klagte er seine Noth. Der Mann ließ alles stehn und liegen und führte Sigismunden auf den rechten Weg. Diese Gefälligkeit des unbekannten

Mannes war ihm sehr lieb, da er sich in keiner kleinen Verlegenheit befand und die Furcht, sich noch immer tiefer in dem Walde zu verlieren, ihn sehr unruhig gemacht hatte. In weniger als einer Stunde kam Sigismund wieder zu der Gesellschaft, und hatte eine große Freude darüber. Der gefällige Mann wurde von ihm sehr gepriesen.

Als sich der Abend näherte, rief Herr Ehrenfels seinen Schülern zu: Stellt euch! Da standen alle in der schönsten Ordnung. Ehrenfels sah nach, ob nicht einer oder der andere fehle. Es waren alle da; nun giengs fort.

Man marschirte nicht zu stark, denn man hatte keine Eile. Es war gerade Vollmond und man konnte daher auch bey Nacht dem Wohnorte zu wandern. Die Sonne sank immer tiefer und tiefer. Es war ein herrlicher Abend. Man stand gerade auf dem Gipfel eines anmuthigen Hügels, als die Sonne untergieng. Gewöhnlich ist dann die Natur am schönsten. Auch jetzt war dieß der Fall. Entzückt stand die Gesellschaft auf der Anhöhe und blickte mit den seligsten Gefühlen in die schöne Welt hinein, gerade auf ein trauliches Dörfchen, dessen Häuser mit dem spitzen Thurme zwischen grünen Bäumen hervorragten. Die Brust eines jeden schwoll gen Himmel, mit wonnetrunknen Blicken schaute man nach der sanften Abendröthe; eine heilige Stille umschwebte die Wanderer, umschwebte Berg und Fluren; die ganze Natur stand da in stiller Majestät und unwillkührlich

entfuhren dem gerührten Ehrenfels die Worte: O wohl uns, daß wir Menschen sind!

Die Gesellschaft bat den Lehrer, ein Lied anstimmen zu dürfen. Das geschah. Man sang mit tiefer Empfindung das bekannte Lied:

Heilig, heilig ist das Band,
Das die Menschen bindet;
Ist geknüpft von dessen Hand,
Der die Welt gegründet;
Ist geknüpft, daß besser mir
Seine Welt gefalle:
Einen Schöpfer haben wir,
Einen Vater alle:

Einen Vater in der Höh,
Der uns alle liebet,
Der uns Blumen, Kräuter, Klee,
Milch und Weizen giebet;
Der mit gleicher Freundlichkeit
Blickt auf Pflug und Thronen,
Und mit Sonnenlicht erfreut,
Die in Hütten wohnen.

Wohl auch mir — auf mich sein Kind
Schauet er hernieder!
Um mich her die Menschen sind
Alle meine Brüder.
Könnt' ich ihn nun wohl mit Lust
Meinen Vater nennen,
Fühlt' ich nicht in dieser Brust
Bruderliebe brennen?

Blutete mir nicht das Herz
Bey des Bruders Leiden;
Blieb' ich kalt bey seinem Schmerz,
Kalt bey seinen Freuden:
Glücklich könnt' ich dann nicht seyn;
Einsam und verlassen,
Würd' ich erst die Menschen scheun',
Dann mich selber hassen.

Freunde! nein dieß Herze soll
Nie vor euch sich schließen!
Wann es ist von Freude voll,
Soll sichs euch ergießen;
Auch sollt ihr an meiner Brust
Euren Gram verweinen,
Bis die Sonn' euch neue Lust
Wird ins Herze scheinen.

Nun gieng man den Hügel hinunter. In einigen Minuten war man in dem Dorfe, wo Ringk wohnte. Dieser hatte schon einigemale Herrn Ehrenfels ersucht, ihn doch mit seinen Schülern zu besuchen. Jetzt sollte dieses geschehen.

Als man sich der Wohnung des wackern Ringk näherte, kam ein Mann in voller Eile der Gesellschaft entgegen und rief: willkommen! willkommen! Es war niemand anders als — Ringk.

Man trat in die reinliche Wohnung desselben. Seine ganze Familie strömte zusammen. Eine Thräne stand dem guten Manne im Auge, als er seine kleinen Wohlthäter vor sich sah. Er ergriff Sig-

mund Gablers Hand, schüttelte sie treuherzig und sprach: Dank! herzlicher Dank für die Wohlthaten, die Sie uns alle erwiesen haben. Gott segne Sie dafür. Nun kamen auch Frau und Kinder näher, und da sie den Vater bey Sigmund Gabler sahen, so glaubten sie, unter allen Schülern verdiene Er den größten Dank. Sie faßten seine Kleider an und riefen: schönen Dank, junger Herr! schönen Dank!

Das gieng Sigmunden ans Herz. Er hätte in die Erde versinken mögen, so beschämte ihn dieser Auftritt. Pfui! dacht' er bey sich, wie konntest du so gefühllos seyn, und gar nichts, auch nicht einen Heller, zur Unterstützung einer so braven Familie beytragen. Ihr Dank, den ich nicht verdiene, ist für mich ein Stich ins Herz.

Sigismund riß sich von Ringken, seiner Frau und den vier artigen Kindern los und verbarg sich unter den Andern. „Das war der Mann, sagte er zu ihnen, der mich heute im Walde, da ich mich verirrt hatte, auf den rechten Weg führte". Noch nie fühlte Sigismund so starke Regungen des Herzens als jetzt.

Die Gesellschaft ward von Ringk in seinem Obstgarten mit schmackhaftem Obste traktirt und mit so viel Gefälligkeit und Freundschaft behandelt, daß es allen wohl ums Herz war und jeder sich freute, etwas zur Unterstützung so freundlicher und guter Menschen beygetragen zu haben.

Hinter einem Hügel gieng der liebe Mond auf. Er glich einer feurigen, kupfrigen Kugel und wurde

von

von allen bewundert. Alle fiengen auf einmal den Vers aus einem Liede von Hölty zu singen an:

Noch rinnt und rauscht die Wiesen-
quelle;
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien;
Noch macht den Saft der Purpur-
Traube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch labt uns in der Abendlaube
Ein Kuß auf treuer Freunde Mund.

Unter freundschaftlichen Gesprächen, Gesang und unschuldigen Scherzen kam man vergnügt zu Hause an. Alle freuten sich über den frohverlebten Tag. Auch Sigismund freute sich darüber, doch bey weitem nicht so sehr, als die Andern. Gern hätte er jetzt dem braven Ringk ein Geschenk gemacht. Allein nun war es zu spät. Ringk bedurfte seiner Unterstützung nicht mehr. Alles, was Siegismund thun konnte, bestand darin, daß er Ringks Kindern einige schöne Bücher schenkte.

Giebt es unter meinen Lesern nicht auch einen Siegismund Gabler?

Der Bär, der Affe und das Schwein.

Eine Fabel. Aus dem Spanischen übersetzt.

Ein ziemlich täppischer Tanzbär, mit dem ein armer Piemonteser sein tägliches Brod verdiente, machte einmal seine Künste und wollte damit groß thun. Nu? Wie gefällts dem Herrn? fragte er den Affen, der zusah.

Schlecht genug! sprach der Affe; denn er war Kenner. Sey nicht ungerecht! versetzte der Bär. Sieh nur; hab' ich nicht einen edeln Anstand? und wie leicht und zierlich sind nicht meine Schritte?

Ey bravo! bravißimo! sprach das Schwein, das eben dazu kam; das geht herrlich, Herr Bruder! keinen vortrefflichern Tänzer hab' ich in meinem Leben gesehen als dich!

Beschämt sank der Bär nieder, und begann ganz demüthig: da der Affe mich tadelte, zweifelte ich noch; aber nun, da mich gar das Schwein lobt, seh' ich wohl, daß ich elend tanzen muß.

* * *

Wenn einer deine Handlungen tadelt, dem du Verstand zugestehen mußt, so werde mißtrauisch gegen dich; wenn nun aber vollends ein Thor oder gar ein Bösewicht deine Handlungen lobt, dann sey überzeugt, daß sie schlecht sind.

Der Löwe und der Adler.

Eine Fabel. Aus dem Spanischen.

Der Adler und der Löwe hielten einen Rath zusammen, um sich über verschiedene streitige Punkte ihrer Reiche zu vergleichen.

Unter andern beklagte sich der Adler sehr über die Fledermaus. Wie lange, sprach er, soll dieß fliegende Ungezieffer noch unter uns Unfug treiben? Es mischt sich unter meine Vögel, und giebt sich aus mancherley Gründen, sonderlich weil es fliegen kann, für einen Vogel aus. Bald steht es ihm nicht mehr bey uns an; und da spricht es: wie? Ihr wollt mich als Vogel behandeln, da ich doch keinen Schnabel, sondern eine Schnautze habe? Ich bin ein vierfüßig Thier, so gut als andere. — Mit meinen Unterthanen lästert er über die deinigen, und mit deinen über die meinigen.

Das ist wahr, sprach der Löwe; und ich schwöre dir es, daß mir die Fledermaus nie wieder in mein Reich kommen soll!

Und in das meinige noch weniger; das gelobe ich dir gleichfalls, versetzte der Adler.

Von der Zeit an sehn wir die Fledermaus einsam und nur bey Nacht herumflattern; weil weder Vögel noch Thiere solch einen Gesellen haben wollen.

* * *

Unter den jungen Menschen, die ich kenne, ist mir so manche Fledermaus bekannt. So flattert z. B. Marcus von einer Partey zur andern; kann er mit der einen nicht zurecht kommen, so ist er gleich bey der andern; und bey jeder Partey macht er sich über die andern lustig. Ich fürchte nur, daß es ihm über kurz oder lang so geht, wie der Fledermaus und daß ihm bald beyde Parteyen den Abschied geben.

Das Schießpulver.

Es war ein heitrer Sommermorgen und Herr Herold, Erzieher im Hause eines Kaufmannes, beschloß, seine vormittägigen Lehrstunden auszusetzen und sie zu einem Spatziergange mit seinen zwey Schülern, Eduard und Wilhelm, zu verwenden.

Die Spatzierenden wanderten ein Paar Stunden ruhig vor sich hin, und bewunderten die Schönheiten der Natur, welche ihren Augen viel Sehenswerthes darbot. Endlich erreichten sie auch ein kleines Dorf, welches in einer anmuthigen Gegend lag. Sie giengen hinter demselben fort und erblickten nicht weit davon einige Menschen, welche fest an einem Berge beschäftigt waren, und mit einemmal den Platz, worauf sie standen, verliessen, einander lärmend zuriefen und sich schnell auf einen kleinen Hügel, der in der Nähe lag, entfernten, gleich als würden sie von einem heranrückenden Feinde fortgetrieben.

Herr Herold und seine Schüler wußten sich die plötzliche Flucht dieser Leute, welche sie noch kurz vorher am Berge arbeiten sahen, nicht zu erklären. Sie giengen unbesorgt vor sich hin, immer jenem Platze zu, den die Entflohenen eben verlassen hatten. Allein, diese bemerkten es kaum, als sie auch dem Lehrer und seinen zwey Zöglingen, so laut, als sie nur konnten, zuriefen, nicht weiter zu gehen, sondern sich zu ihnen auf den Hügel zu retiriren.

Ohne sich lange zu bedenken, folgten die Spazierenden dem Zurufe dieser Leute, und liefen schnell zu ihnen. Kaum hatten sie den Hügel, worauf diese standen, erreicht, als sie durch einen fürchterlichen Knall, auf den sie nicht vorbereitet waren, nicht wenig erschreckt wurden. Sie fuhren, gleichwie vom Blitze gerührt, zusammen, und ihr Erstaunen wurde noch größer, als sie, unmittelbar nach dem schreck-

lichen Knalle, große Stücke Steine an jenem Berge in die Luft fliegen sahen, an welchem sie hingehen wollten. Sie erfuhren nun jetzt von den Leuten, welche ihnen zugerufen hatten, daß auf jener Stelle, wo die Steine aufgeflogen waren, ein großer Steinbruch sey; daß sie darin gearbeitet und einige sehr große Steinmassen mit ihren Instrumenten nicht hätten aus der Erde heben können; daher hätten sie diese Steine untergraben oder unterminirt, Pulver darunter geschüttet und sie auf diese Weise gesprengt.

Man lief nun in den Steinbruch, um zu sehen, ob alles nach Wunsch abgelaufen sey. Auch Herr Herold, Eduard und Wilhelm liefen mit. Wie erstaunten die letztern, als sie die schwersten Steinmassen vor sich sahen, die durch die Macht des Pulvers, aus der Erde, in der sie fest und unbeweglich lagen, herausgesprengt worden waren.

Die Menschen, welche in dem Steinbruche arbeiteten, erklärten ihnen, wie man es mache, wenn man große Steine durch Pulver ausheben wolle und was man für Vorsichtigkeitsregeln zu beobachten habe, wenn man dabey nicht Schaden nehmen, bleßirt, oder gar todtgeschlagen werden wolle. Wilhelm und Eduard hörten mit vieler Aufmerksamkeit zu und gaben ihre Verwunderung darüber zu erkennen, daß durch ein wenig Pulver so große Dinge zu Stande gebracht werden können.

Einer von den Arbeitern im Steinbruche schien sich über die Wißbegierde der zwey Knaben sehr zu

freuen. Er ließ sich daher mit ihnen in ein weitläufiges Gespräch ein und erzählte ihnen mancherley, was ihnen ganz neu und interessant war. Unter andern sagte er auch: Wenn ich manchmal da sitze, die Beine übereinander schlage, den Kopf auf meine rechte Hand stütze und so über den Menschen nachdenke, über das, was er ist und seyn kann, über seine Kraft, unmöglich scheinende Dinge möglich zu machen und sich zum Herrn über die Welt zu erheben: so wird es mir recht warm ums Herz, ich bekomme den größten Respekt vor dem Menschen, und freue mich herzinniglich, daß ich Mensch bin. Wenn ich unter andern nur nehme, was er über die leblose Natur vermag; es ist erstaunlich! Da liegen nun die ungeheuern Steinmassen, von denen es unmöglich scheint, daß sie durch menschliche Kraft aus der Erde geholt werden könnten. Aber, siehe! der Mensch kommt, sieht sie und weiß gleich Rath zu schaffen. Sind seine Hände nicht hinreichend, um sie heraus zu bekommen: so nimmt er seinen Verstand zu Hülfe, und der macht möglich, was unmöglich scheint. Der Mensch vermischt einige brennbare Materialien und bereitet dadurch Körner, die, angezündet, die größten Wirkungen hervorbringen, z. B. die derbsten Steinmassen in einem Augenblick aus ihrer Lage werfen, was vielleicht funfzig Menschen, mit vereinigten Kräften, in vielen Tagen nicht hätten zu Stande bringen können.

Alles wahr, versetzte darauf Herr Herold; man muß immer großen Respekt vor der Kraft des Men-

schen haben; wenn nur jeder die seinige gehörig auszubilden sucht, mit jedem Tage mehr lernt, beobachtet, und seinen Körper und Geist übt: so werden die Menschen immer mächtiger und von der Natur unabhängiger werden, und mit der Zeit wird man durch sie so manches ausführen sehen, welches man in unsern Tagen für völlig unmöglich hält.

Aber, um wieder auf das Pulver zu kommen, sagte jener Mann; ist es denn wahr, daß man die Erfindung desselben einem Deutschen, Namens Schwarz, zu verdanken hat?

So erzählt man; antwortete Herr Herold. Ein deutscher Mönch, Barthold Schwarz, soll, der wie es heißt, ein Liebhaber der Scheidekunst oder Chemie gewesen seyn, und sich häufig mit Zerlegung und Umwandlung der Metalle abgegeben haben. Einmal stampfte er in einem Mörser gerade diejenigen Materialien, aus denen das Pulver zubereitet wird, nemlich Kohlen, Schwefel und Salpeter; den Mörser hatte er mit einem Steine bedeckt; unversehens kommt ihm ein Feuerfunke hinein, die zerstoßene Masse brennt an und wirft mit vieler Gewalt und einem großen Knalle den Stein, womit der Mörser bedeckt war, in die Höhe. Und so wurde das Pulver erfunden. Ob dieses aber auch wirklich sich so zugetragen habe, darüber sind die Gelehrten unter einander uneins. Man weiß einmal nicht, wo und wann dieser Barthold Schwarz, die gedachte Erfindung gemacht habe, und woher er eigent-

lich gebürtig gewesen sey? einige sagen, er habe die Erfindung in Goslar; andere, er habe sie in Cölln gemacht; einige, ums Jahr 1318, andere im Jahre 1330, noch andere im Jahre 1351, 1354, 1369, 1378 bis 1400 u. s. w. Viele behaupten, Schwarz sey ein Mönch aus Freyburg im Breisgau, andere er sey ein Franziskaner aus Maynz gewesen, und noch andere machen ihn zu einem Nürnbergischen Franziskaner. So viel scheint gewiß zu seyn, daß er nicht der erste Erfinder des Schießpulvers sey; denn lange vor ihm bediente man sich schon desselben in Deutschland zum Sprengen großer Felsen. Aber das könnte vielleicht seyn, daß der Vorfall mit dem Pulver im Mörser, der dem Barthold Schwarz begegnete, Veranlassung gab, daß Schießpulver auch in Europa zum groben Geschütz anzuwenden, aus dem man anfänglich nicht, wie wir, bleyerne, sondern steinerne Kugeln schoß. Es ist höchst wahrscheinlich, daß in China das Schießpulver lange erfunden und gebraucht worden sey, ehe die Europäer noch etwas davon wußten. Vielleicht ist es auch von Mehrern zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern erfunden worden.

Man sprach noch manches über diese Sache, und jener Arbeiter im Steinbruche dankte Herrn Herold, als dieser ihn verließ, herzlich für die Unterhaltung und Belehrung, die er ihm gewährt habe. Der Mann gieng zu seiner Arbeit und der Lehrer setzte mit den Schülern die Wanderung fort.

* * *

Wilhelm und Eduard waren sehr wißbegierig und sie hatten die gute Eigenschaft an sich, daß sie, wenn ihnen von irgend einer Sache erzählt wurde, nicht eher ruhten, als bis sie mit derselben völlig bekannt waren. Auch jetzt wollten sie über das Schießpulver, worüber gesprochen worden war, so viel wie möglich erfahren, und der Lehrer erzählte ihnen davon, so viel er wußte. Nicht nur in Steinbrüchen, sagte er, leistet das Pulver großen Nutzen; sondern auch besonders in Bergwerken. Hier würde man in den Arbeiten nur langsame Fortschritte machen, wenn man nicht vermittelst des Pulvers die Massen von Mineralien, die sich den Arbeiten der Bergknappen entgegensetzen, auseinander sprengen könnte. Welchen Nutzen gewährt nicht das Pulver bey der Jagd? In Deutschland wären Wölfe und Bären, welche hier einst die Wälder durchstrichen, bey weitem noch nicht so selten, würde man sie durch Schießgewehre, also mit Hülfe des Pulvers, nicht nach und nach ausgerottet haben. Läßt sich auch hier und dort noch ein Wolf blicken: so hält er sich nicht lange; die Jäger eilen herbey und machen ihm bald das Garaus. Wie leicht wird es uns, vermittelst des Pulvers ein schmackhaftes Wildprett auf den Tisch zu bekommen! Das wäre nun etwas von dem Nutzen des Schießpulvers; aber — —

Wilhelm. O so reden Sie doch weiter, lieber Herr Herold! warum schweigen Sie? —

Eduard. Ja, lieber Herr Herold, reden Sie doch weiter; was folgt nach dem Aber?

Lehrer. Wenn ihr ein wenig nachdenkt, so werdet ihr wohl bald errathen, was das aber zu bedeuten hat?

Wilhelm. Nun, Sie sagten: das wäre etwas von dem Nutzen des Schießpulvers; aber —

Eduard. Aha! nun weiß ichs! nicht wahr, Sie —

Wilhelm. J so seyn Sie doch still, Herr Bruder, und lassen mich es sagen.

Eduard. Du willst auch immer das Wort führen —

Wilhelm. Wart' Brüderchen, den Augenblick sollst du es auch führen. Nicht wahr, Herr Herold, Sie wollten sagen, das Schießpulver habe seinen großen Nutzen; aber es füge auch vielen Schaden zu?

Lehrer. Das meynte ich.

Eduard. Das hab' ich auch gewußt.

Lehrer. Und ihr werdet mir auch einige von den schädlichen Wirkungen des Pulvers angeben können.

Wilhelm. O mehr als eine. Wie leicht kann man sich und andern durch unvorsichtigen Gebrauch des Pulvers einen großen Schaden zufügen!

Eduard. Welches Unheil richtet nicht das Pulver im Kriege an. Mich schauderts, wenn ich daran denke.

Lehrer. Die Wirkungen, die es im Kriege hervorbringt, sind schrecklich. Denkt nur, wie vielen Tausenden es in einigen Minuten das Leben rauben kann! Wie viele Mühe hat es gekostet, diesen und jenen groß zu ziehn; wie manche schlaflose Nacht mußte seinethalben durchwacht, welche Summen auf ihn verwendet, welche Sorgen, welche Geduld bey seiner Erziehung bewiesen werden, wie viele Menschen mußten ihre Kräfte vereinigen um aus ihm einen geschickten und rechtschaffenen Mann zu bilden; und alles dieß ist in Einem Augenblick dahin, wenn eine Kugel, getrieben von einigen angezündeten Pulverkörnchen, ihn erreicht und todt zur Erde niederstreckt. Sey er noch so tapfer, sey er der erste Held, was hilft ihm dieses? durch seine Gewandheit und Tapferkeit wird er sich wohl lebend erhalten, wenn er sich in einem Gefechte befindet, wo Körperstärke und Geschicklichkeit den Ausschlag geben; aber was vermag er gegen das abgeschossene Bley, das, zuzufälligerweise, ihn erreicht? Es ist vielleicht von einem Feigherzigen und Schwachen abgeschossen worden; aber das hilft nichts, der Tapfre sinkt dahin und ist für immer verloren. Und woher dieß? Einige wenige Pulverkörnchen bewirken dieß. O wie viele Mütter würden ihre Söhne, wie viele Bräute ihre Bräutigame, wie viele Schwestern, Brüder und Freunde die Geliebten ihres Herzens nicht beweinen, wenn das Pulver nicht erfunden wäre! — Durch einen einzigen Kartätschenschuß können auf einmal mehrere brave Menschen niedergeschmettert, kostba-

re Gebäude ruinirt werden. Und nehmt noch vollends die schreckliche Kriegssitte, Festungen und ganze Städte, die man nicht erobern kann, vermittelst Minen in die Luft zu sprengen! —

Eduard. Ganze Festungen und Städte in die Luft sprengen?

Lehrer. Und die Menschen, die sich darin befinden, mit dazu.

Wilhelm. Wie macht man nur dieses?

Lehrer. Man untergräbt oder unterminirt eine Festung, oder eine Stadt, wenigstens einen Theil davon, führt dann viele Fässer, gefüllt mit Pulver, in die Höhlung, zündet das Pulver an, und nun wird die Festung oder die Stadt, sammt allen, die sich darin befinden, in die Luft geworfen. Dieß erfolgt gewöhnlich unter fürchterlichem Krachen, welches man mehrere Stunden weit hören kann.

Wilhelm und Eduard. Das mag schrecklich seyn! —

Lehrer. Allerdings ist es schrecklich.

Eduard. Hat man denn schon Beyspiele, daß Festungen und Städte in die Luft gesprengt worden sind?

Lehrer. Leider! hat man deren schon mehrere. Es sind erst einige Jahre verflossen, daß die Truppen des deutschen Kaisers eine französische Festung, Fort Louis, in wenigen Minuten auseinander gesprengt haben. So wie die Festung in die

Luft flog: erblickte man davon nichts mehr, als einige Trümmer. Die Residenzstadt des deutschen Kaisers, Wien, war schon mehrmals, besonders aber einmal, der größten Gefahr ausgesetzt, gesprengt zu werden. Eine ungemein zahlreiche türkische Armee kam im Jahre 1683 vor Wien an, und belagerte sehr lange diese Stadt. Die Feinde unterminirten dieselbe an verschiedenen Orten und sprengten viele Häuser, andere Gebäude und Stücke von Wällen in die Luft. Da aber dieses sie noch nicht in den Stand setzte, sich der Stadt zu bemächtigen: so machten sie den abscheulichen Plan, einen großen Theil von Wien zu unterminiren und in die Luft zu sprengen. Dieß wäre auch, allem Anscheine nach, sicher erfolgt, wenn nicht durch einen Zufall das Vorhaben des Feindes entdeckt und vereitelt worden wäre.

Wilhelm. Was war dieß für ein Zufall?

Lehrer. Du sollst es gleich hören. Ein Bäcker buck in der Nacht. Alles um ihn war still. Auf einmal aber hört er ein sonderbares Getöse, und zwar unter seinen Füßen. Er wird aufmerksam, horcht und vernimmt noch immer das Geräusch unter ihm. Dieß scheint ihm verdächtig; er zeigt es daher dem Stadtkommandanten an, und dieser befiehlt, daß man die Sache untersuche. Es geschieht, und man entdeckt nun eine große Höhle und alle Anstalten zur Vernichtung der Stadt durch eine schreckliche Pulvermine. Jetzt war man im Stande, der drohenden Gefahr vorzubeugen; hätte aber jener Bäcker des

Nachts nicht gewacht und das Arbeiten der Türken an der Mine nicht vernommen, so wäre wahrscheinlich Wien, oder doch wenigstens ein großer Theil der Stadt in die Luft geflogen. Und wodurch wäre dieses gräßliche Unglück bewirkt worden? — Durch Pulver.

Durch Pulver sollte einmal auch ein König von England und eine große Anzahl der vornehmsten Herren des Reichs in die Luft gesprengt werden. Vielleicht habt ihr schon etwas von der sogenannten Pulververschwörung gehört oder gelesen.

Eduard und Wilhelm. O nein! erzählen Sie doch!

Lehrer. Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts regierte in England der König Jakob der Erste. Zu dieser Zeit waren die Einwohner des genannten Königreichs in Religionssachen sehr uneins miteinander; sie stritten nicht nur heftig über die beste Art Gott zu verehren, sondern verfolgten sich auch mit vieler Wuth. Eine von den Religionspartheyen hoffte, als Jakob der Erste zur Regierung kam, daß er sie vor allen andern begünstigen und die übrigen scharf im Zaum halten würde. Allein sie irrte sich sehr; der König sagte einmal, da eine Parthey die andere anklagte und bestraft wissen wollte: „die Menschen sollten für Thaten bestraft werden, nicht für Meynungen." Ein solches Betragen gefiel jener Religionssecte, die viel Begünstigung von Jakob erwartete, nicht im geringsten,

und da sie sah, daß er sich, gegen sie, so wie die Gesetze es vorschrieben, nicht wie sie es wünschte, benahm: so gerieth sie in Wuth und entwarf einen abscheulichen Plan, sowohl gegen den König als auch gegen die vornehmsten und mächtigsten Herren des Reiches, die für die Wohlfahrt des Landes zu sorgen hatten und sich in London zu versammeln pflegten. (Diese Herren waren und sind auch jetzt in zwey Theile getheilt, wovon der eine Theil das obere und der andere das untere Parlementshaus genannt wird.) Von diesem Plane sagt ein berühmter englischer Schriftsteller: „Nie ist ein abscheulicheres „oder schrecklicheres Vornehmen, als dieses, in des „Menschen Sinn gekommen; und es dient zum Be„weise, daß die entschlossenste Herzhaftigkeit mit „den abscheulichsten Absichten verknüpft seyn kann."

Im Jahre 1605 sollte dieser, nicht sowohl von Bosheit des Herzens als vielmehr von blinder Religionswuth hervorgebrachte Plan ausgeführt werden. Doch hier hab' ich ein Buch, worin diese Begebenheit steht. Ich will sie vorlesen. Zehn Tage vor der bestimmten Versammlung des Parlaments empfieng ein angesehener Mann Lord Mounteagle folgenden Brief ohne Namensunterschrift:

„Mylord!"

„Die Verbindung, in der ich mit einigen Ihrer „Freunde stehe, macht mich auch für Ihre Erhaltung „besorgt. Ist Ihnen Ihr Leben lieb: so rathe ich

„Ihnen einen Vorwand zu erdenken, aus der nächst-„künftigen Parlementssitzung wegzubleiben. Gott „und Menschen haben sich vereinigt, die vor unsern „Augen herrschenden Greuel zu bestrafen. Achten „Sie meine Warnung nicht gering; reisen Sie aufs „Land, und warten den Ausgang dieser Begebenheit „ab. So wenig man auch eine Bewegung „ahnet, so gewiß drohet dem bevor-„stehenden Parlement ein schrecklicher „Schlag von unsichtbarer Hand. Ver-„schmähen Sie also meinen wohlgemeynten Rath „nicht, dessen Befolgung Ihnen nützen wird und „nie schaden kann! denn sobald, wie dieser Brief „verbrannt ist, wird die Gefahr vorbey seyn. Gott „gebe, daß Sie ihn zu Ihrem Heil nützen, und „nehme Sie in seinen mächtigen Schutz."

Der Lord, äußerst befremdet, wußte nicht, ob er diesen Brief für bedeutend, oder für Folge eines boßhaften Muthwillens oder für List eines Gegners halten sollte, der, um irgend einer geheimen Ursache willen, ihn vom Besuche des Parlements abhalten wolle; doch schien es ihm Pflicht, ihn höheren Orts anzuzeigen. Es wurde beschlossen, diesen Brief dem Könige, der eben vom Lande zurück erwartet wurde, vorzulegen. Dem Könige schien der Brief keine bloße Näckerey, vielmehr voll tiefen Sinnes. Er fand den Ausdruck „schrecklicher Schlag von unsichtbarer Hand" zu bedeutend, und der Gedanke von einer Pulvermine fuhr

ihm wie ein Blitz durch die Seele. Man beschloß, Sonntags, den Tag vor der Parlementsversammlung in möglichster Stille alle Gewölber unter dem Parlementshause zu durchsuchen, wozu der Graf Suffolk den Auftrag erhielt. Es fand sich vor der Hand bloß ein großer Haufen Holz und Steinkohlen darin. In der Ecke aber fiel dem Grafen ein Mensch mit höchst verwegener Miene auf, dem dieser Besuch lästig zu seyn schien, und der sich Fawkes nannte. Der König drang darauf, die Holz- und Kohlenhaufen bis auf den Grund zu untersuchen, weil gar wohl Pulver darunter verborgen seyn könne; auch dürfe kein Winkel im ganzen Hause ununtersucht gelassen werden. Denn wer würde, sagte er, mit ruhiger Seele den Parlementssaal betreten können, wenn eine solche Untersuchung nur obenhin geschehen sey?

Nach Mitternacht, am Morgen des nemlichen Tages, da das Parlement zusammen kommen sollte, unternahm man mit einem hinlänglichen Gefolge die Untersuchung. Trotz dieser ungewöhnlichen Zeit, fand man schon den gedachten Fawkes angekleidet und reisefertig an der Thüre, der sogleich ergriffen wurde. Man räumte die Steinkohlen und das Reisholz weg, und entdeckte 37 große und kleine Pulverfässer darunter.

Fawkes hatte Lunten und Feuerzeug in den Taschen. Nun war der Anschlag entdeckt. Da ihn aber die Abscheulichkeit seiner Verschuldung und Ver-

zweiflung an Gnade entschlossen machte, sagte er zu den Richtern mit einer unerschrockenen Miene, er würde froh seyn, wenn er sich und sie zusammen in die Luft gesprengt hätte; und wenn die Abgeordneten ein wenig eher gekommen wären, wo er in Vollendung seiner Arbeit begriffen gewesen: so würde er die Mine angezündet haben, um seinen Tod durch den ihrigen zu versüßen. Er behauptete, sein Gewissen allein und der Eifer für seine Religion hätten ihn zu dieser Unternehmung getrieben. Vor dem Staatsrathe zeigte er eine beyspiellose Unerschrockenheit und weigerte sich, seine Mitschuldigen zu entdecken. Allein sein kühner Geist ward zuletzt bezwungen. Er ward zwey bis drey Tage in ein Staatsgefängniß gesperrt, es wurden ihm die Werkzeuge der Folter vorgewiesen, da ihn denn seine Herzhaftigkeit zuletzt verließ, und er zuerst einige Umstände, und dann den ganzen Plan der Verschwörung mit folgenden Worten bekannte:

„Ich bekenne, daß ich an einer Verschwörung wider den König und die Regierung Theil habe, deren Urheber ich nicht selbst bin. Ohngefähr um Ostern vorigen Jahres, besprach sich deßhalb mit mir in den Niederlanden, Thomas Winter, mit welchem ich zu dem Ende hierher nach England kam. In unserm Bunde waren noch drey: Robert Catesby, Thomas Percy und Johann Wright. Diese berathschlagten sich zusammen, wegen Ausführung unsers Vorhabens.

Catesby legte vorerst den Eid der Verschwiegenheit ab, und ließ ihn auch seine Mitbrüder schwören. Sein Anschlag war, unter dem Ober-Parlementshause eine Mine zu legen. Da wir nun hierin übereinstimmten, miethete Percy ein Haus neben dem Oberhause und wir begannen da gegen den 11ten December 1604 eine Mine zu graben. Wir fünf waren es, die zuerst hineingiengen, nemlich Thom. Percy, R. Catesby, Thom. Winter, Johann Wright und ich. Bald darauf nahmen wir noch einen dazu, Christoph Wright, der gleichfalls auf die Verheimlichung schwören, und, wie wir, bey dem Eide das heilige Abendmahl nehmen mußte. Als wir auf den Grund des Gebäudes kamen, der 12 Fuß tief war, und eine allzuschwere Arbeit vor uns sahen, nahmen wir auch Robert Winter, unter der nemlichen eidlichen Verpflichtung, dazu. Gegen das Weihnachtsfest gruben wir bis an die, fünf Fuß dicke, Mauer des Oberhauses. Wann die andern arbeiteten, stand ich im Eingange Schildwache, um anzeigen zu können, wenn ein Fremder sich näherte. Wir blieben alle sieben dort über Nacht, mit Schießgewehr, Kugeln, Pulver und Fleischpasteten hinlänglich versehen, und waren fest entschlossen, lieber zu sterben als auszuweichen, oder uns gefangen zu geben. Da wir die Wand durchgruben, hörten wir ein Krachen von Steinkohlen aus dem nahen Keller. Wir fürchteten, daß dieß Getöse unsre Arbeit verrathen möchte. Ich wurde daher in den Keller geschickt, und

da ich erfuhr, daß die Kohlen verkauft werden sollten, und man den Keller miethen könnte, ergriff Percy diese erwünschte Gelegenheit und miethete ihn auf ein Jahr. Wir hatten schon vorhin zwey Pulverfässer beygeschafft, die wir mit Kohlen und Holz bedeckten. Gegen Ostern zerstreuten wir uns, weil das Parlement bis auf den October verschoben worden war. Percy, der den Schlüssel zum Gewölbe hatte, schaffte indeß noch mehr Pulver und Holz hinein. Zu Anfang des Septembers kam ich nach England zurück, nahm den Schlüssel zu mir und vermehrte den Pulvervorrath und das Holz, womit die Fässer bedeckt wurden; dann reißte ich bis zum 30sten October aufs Land. Ferner beschlossen wir unter uns, daß an dem Tage, wo die That ausgeführt wurde, einige von unsern Mitverschwornen die älteste Prinzeßin Elisabeth, die bey Lord Harington in der Grafschaft Warwik sich aufhielt, gefangen nehmen und sie zur Königin ausrufen sollten u. s. w."

Wilhelm. Das ist abscheulich.

Eduard. Nun wahrhaftig, die Verschwornen müssen die verworfensten Menschen von der Welt gewesen seyn!

Lehrer. Das sollte man dem ersten Anscheine nach glauben. Allein die Sache scheint sich nicht ganz so zu verhalten. „Es ist merkwürdig, sagt ein englischer Schriftsteller, daß vor diesem kühnen Unternehmen die Verschwornen allezeit in gutem

Rufe gestanden hatten. Catesby ward von allen seinen Bekannten geliebt. Digby, der die Prinzeßin Elisabeth gefangen nehmen sollte, ward seiner Ehrliebe und Redlichkeit wegen so sehr geehrt, als irgend ein Mann in der Nation."

Eduard. Aber wie konnten sich solche Männer zu einem so verabscheuungswürdigen Unternehmen entschliessen?

Lehrer. Die Ursache davon war, daß diese, sonst gut gebildete, Menschen, in Rücksicht der Religion noch vorurtheilisch und abergläubisch waren, und etwas Gutes zu thun glaubten, wenn sie, um ihre Religion zu retten, die beabsichtigte schreckliche That verrichteten. In diesem Stücke hatten sie also falsche Vorstellungen, und waren über ihre Pflichten und über das, was man Religion nennt, nicht gehörig aufgeklärt; sonst würden sie wohl schwerlich jenen schrecklichen Plan entworfen und geglaubt haben, man könne etwas, was man für gut hält, durch schlechte, ungerechte Mittel befördern. Nur ihr blinder Religionseifer riß sie zu ihrem Unternehmen hin; wahrscheinlich wäre dieß nicht geschehen, wenn sie die ruhige Vernunft dabey zu Rathe gezogen hätten, was jeder redliche Mensch thun muß, wenn er etwas unternimmt. Großer Eifer, auch für die beste Sache, wenn er blind ist, das heißt, wenn er nicht von der überlegenden Vernunft geleitet wird, hat keinen Werth, sondern verdient im-

mer Tadel. Vielleicht ließen sich die Verschwornen, in Rücksicht ihrer Hartherzigkeit, einigermaßen entschuldigen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr Gewissen ihnen über ihr Unternehmen Vorwürfe machte; allein zwey Jesuiten, Tesmond und Garnet, sollen ihnen die Sache als straflos und als recht vorgestellt, und sie von allen Gewissenszweifeln losgesprochen haben. Das war schlecht. Indeß fällt doch, genau genommen, die ganze Schuld auf die Verschwornen; sie hätten sich von den Jesuiten nicht bethören lassen sollen. Mein höchster Richter auf der Erde ist mein Gewissen; seiner Stimme muß ich gehorchen, und nicht Gold und Silber, nicht König und Kayser, nicht die ganze Welt soll mich zu etwas bewegen, was mein Gewissen für schlecht oder für pflichtwidrig erklärt.

Eduard. Können Sie uns denn nicht sagen, was mit den übrigen Verschwornen geschah?

Lehrer. Catesby und Percy und andere Verschworne, die sich in London befanden, hörten, daß Fawkes eingezogen worden wäre. Sie nahmen in voller Eile die Flucht; und zwar begaben sie sich in die Grafschaf Warwick zu Sir Eberhard Digby. Allein die Einwohner der umliegenden Gegend griffen zu den Waffen, und überall fanden die Verschwornen starken Widerstand. In dieser nicht geringen Verlegenheit faßten sie den Entschluß, ohngefähr 80 Mann stark, in einem Hause in der Grafschaft Warwick zu bleiben, sich, so lang als mög=

lich, zu vertheidigen, und ihr Leben theuer zu verkaufen. Doch das Glück war ihnen nicht günstig. Sie hatten Schießpulver zum Trocknen hingelegt; von ohngefähr fiel ein Feuerfunke darauf; es flog auf und verstümmelte die vornehmsten Verschwornen sehr stark. Diejenigen, die noch lebten, öffneten nun die wohl verschlossene Thüre, und thaten voll Verzweiflung, einen Ausfall unter die Leute, welche das Haus umringten. Einige wurden sogleich niedergehauen. Catesy, Percy und Winter, die sich mit ihren Rücken an einander angeschlossen hatten, fochten lange und verzweifelt; bis zuletzt die beyden ersten, von Wunden bedeckt, niederfielen. Winter ward lebendig gefangen. Die am Leben blieben, wurden verhört, ihres Verbrechens überwiesen, und acht von ihnen hingerichtet.

Es wurde über die erzählte Pulververschwörung noch manches gesprochen; endlich kam man wieder auf den Gegenstand zurück, der diese Erzählung veranlaßt hatte; und Herr Herold sagte seinen Schülern noch vieles von den schrecklichen Wirkungen des Schießpulvers, und von dem entsetzlichen Schaden, welcher durch dasselbe angerichtet werden kann. Unter andern sagte er auch folgendes: Höchst gefährlich und grausend in seinen Wirkungen, ist das Pulver auf Schiffen. Hier muß die größte Vorsicht beobachtet werden, daß kein Feuerfunke in die Pulverkammer fällt, denn in diesem Falle wird das ganze Schiff in die Luft gesprengt, und alles,

was sich darauf befindet, kommt schmählich um sein Leben. Dieß ist oft der Fall, wenn Seeschlachten geliefert werden und eine feurige Bombe in die Pulverkammer eines Schiffes fällt. Dieß giebt öfters der ganzen Schlacht den Ausschlag. Dieser Fall ereignete sich unter andern auch im Jahre 1798, als Bounaparte eine Expedition nach Egypten unternahm, glücklich landete und Egypten eroberte. Die Schiffe, auf denen dieser Held mit seiner Armee hierher fuhr, sollten nach Frankreich zurückkehren, und lagen vor Abukir, als sich ihnen eine englische Flotte, angeführt von Nelson, näherte, und sie angriff. Die Schlacht war fürchterlich und der Sieg neigte sich bald auf die Seite der Engländer. Vielleicht wäre sie aber doch für Franzosen nicht gar so unglücklich abgelaufen, als dieß wirklich der Fall war, hätte nicht ihr Admiralschiff zu brennen angefangen. Das Feuer erreichte bald die Pulverkammer und nun flog das Schiff unter dem schrecklichsten Knalle in die Luft. Der Anblick dieser Scene, die des Nachts vorgieng, soll furchtbar erhaben gewesen seyn; eine etliche Minuten lange, tiefe und grause Stille folgte auf die gräßliche Explosion.

Aber nicht nur in Seeschlachten werden Schiffe durch das entzündete Pulver vernichtet: sondern oft ist man mit dem Feuer auf den Schiffen nicht vorsichtig genug, und viele derselben werden dann durch das auf ihnen befindliche Pulver in die Luft gesprengt. So ein Fall ereignete sich im Jahre 1800 ohnweit

Livorno. Ein schönes englisches Schiff, die Königin Charlotte genannt, stieß in die offene See. Es befanden sich auf demselben nicht nur wichtige Papiere, die dem Admiral Keith, welcher in Livorno zurückblieb, gehörten, sondern auch viele Söhne reicher und angesehener Familien, die die Kriegskunst erlernen wollten. Das Schiff war eine Strecke weit von Livorno, als plötzlich ein Feuer auf demselben ausbrach, welches durch erhitztes Heu verursacht worden seyn soll. Vergebens suchte man es zu löschen. Es griff um sich und brannte einige Stunden lang. Von Livorno aus bemerkte man das Unglück, und viele kleine Fahrzeuge eilten herbey, um die auf dem Schiffe befindlichen Menschen zu retten. Es gelang ihnen, einige dem Tode zu entreissen; allein noch sehr viele bedurften der Rettung. Doch diese konnte ihnen nicht zu Theil werden; denn als einige Fahrzeuge zu Hülfe herbeyruderten, ergriff das Feuer die Kanonen und diese brannten los. Die zur Rettung Herbeygeeilten glaubten, das Geschütz sey mit Bley geladen, was nicht der Fall war, und zogen sich schnell zurück. Endlich erreichten die Flammen den Pulvervorrath, und in diesem Augenblick flog das Schiff unter schrecklichem Krachen in die Luft und mehrere hundert Menschen kamen jämmerlich um ihr Leben. Solche Verwüstungen kann das Pulver anrichten! —

Eduard. Ich wollte, es wäre nie erfunden worden! —

Wilhelm. Das wollt' ich auch.

Lehrer. Nicht zu voreilig, Kinder!

Eduard. Ey, wenn es so traurige Wirkungen hervorbringt, so wäre es doch in der That besser, wir kennten es gar nicht.

Lehrer. Also, du wünschest wohl, es wäre gar keine Sprache in der Welt?

Eduard. Bewahre, das wünsche ich nicht! Ohne Sprache wären die Menschen unglückliche Geschöpfe.

Lehrer. Vielleicht gar keine Menschen. Aber wenn man so urtheilt wie ihr, wenn man den Werth einer Sache nach den übeln Wirkungen, die sie bey einem fehlerhaften Gebrauche nach sich zieht, beurtheilt: dann muß man auch wünschen, daß es gar keine Sprache gäbe. Denn wie häufig geschieht es nicht, daß mancher geschickte, edle Mensch durch die Sprache äusserlich unglücklich gemacht wird. Ein neidischer, boßhafter Mensch, der ihm übel will, verleumdet ihn bey denjenigen, die auf sein Wohl vielen Einfluß haben, seine Freunde und Wohlthäter werden ihm abgeneigt, und er wird dadurch unglücklich. Und wie viele feinfühlende Menschen werden nicht durch unvorsichtige, lieblose Aeusserungen, durch bittern Tadel und Spott niedriggesinnter Nebenmenschen auf das empfindlichste an ihrer Ehre gekränkt, und dadurch um ihre Ruhe und Zufriedenheit gebracht! Sollte man aber deswegen gleich gegen die Sprache sich auflehnen und wünschen, daß

sie lieber gar nicht da wäre? So verhält es sich mit der Schreibekunst und mit tausend Erfindungen und Künsten. Nicht wahr, ihr seyd überzeugt, daß das Schreiben für die Menschheit eine ungemein wohlthätige Erfindung sey?

Beyde. O ja!

Lehrer. Aber seitdem die Menschen schreiben, ist gerade dadurch ungemein viel Unheil gestiftet worden. Wie viele Tausende von Redlichen werden durch schriftliche Lästerungen, besonders wenn sie gedruckt werden, um ihre Ehre, um Amt und Brod, um Ruhe und Heiterkeit der Seele gebracht. Aber wem wird es darum einfallen, zu wünschen, daß das Schreiben und die Buchdruckerkunst lieber gar nicht erfunden worden wäre? Fast jede, übrigens ungemein nützliche Sache, kann, wenn man sie mißbraucht, schädlich werden; aber darum dürfen wir sie nicht wegwünschen, sondern wir müssen sie nur nützlich und recht gebrauchen, und uns als rechtschaffene Menschen wohl in Acht nehmen, sie nicht zu unserem und anderer Schaden anzuwenden. Wir wollen daher die Erfindung des Schießpulvers als eine nützliche Erfindung schätzen, und, so viel in unsern Kräften steht, jeden Mißbrauch derselben zu verhüten suchen. Eisen und Stahl gewähren uns gewiß einen unschätzbaren Nutzen; und doch werden daraus Flinten und Säbel bereitet, durch die viele Tausende das Leben verlieren.

Unter dergleichen Unterredungen kamen die Spazierenden wieder zu Hause an, wo ein einfaches,

schmackhaftes Mittagsmahl ihrer wartete. Die Bewegung hatte ihnen Hunger gemacht und dieser würzte vortrefflich das reinlich zubereitete Mahl.

* * *

Nach einiger Zeit machte Herr Herold mit seinen zwey Schülern eine Reise. Sie waren kaum einen halben Tag gefahren, als in einem Städtchen ein Rad an ihrer Kutsche brach, und sie daher genöthigt waren, Halt zu machen und diesen Tag in dem Städtchen zu bleiben. Um die Zeit nicht in Unthätigkeit zuzubringen, und weil alle drey Reisende wißbegierig waren, erkundigten sie sich um die Merkwürdigkeiten des Ortes und erfuhren unter andern auch, daß eine halbe Stunde weit davon eine Pulvermühle sey.

Eine Pulvermühle? riefen Wilhelm und Eduard; o lieber Herr Herold, lassen Sie sie uns besehen; wir haben noch keine gesehen!

Ich selbst war noch in keiner, sagte der Lehrer, und ich erfülle daher gern euer Verlangen. Macht euch nur marschfertig.

Herr Herold erkundigte sich nach dem Wege zu der Pulvermühle, und da man ihm sagte, daß sie, aus Gründen, die meine Leser leicht errathen werden, weit von der Landstraße abläge und kein ordentlicher Weg hinführe: so nahm er einen Boten auf, der sie dahin begleitete.

Als sie bey der Pulvermühle angekommen waren, ließen sie sich bey dem Aufseher darüber anmel-

den und ihn fragen, ob er ihnen nicht erlauben könnte, die Mühle zu besehen. Kaum war der Bote, den sie zu ihm hinschickten, fünf Minuten weg, als auch schon der Aufseher, ein heitrer, menschenfreundlicher Mann, zu ihnen kam, sie freundlich empfieng und sie mit zuvorkommender Gefälligkeit einlud, einzukehren. Sie thaten dieses und nun wurde ihnen alles gezeigt und erklärt. Ein Paar Wasserräder trieben, nicht Mühlsteine von Porphyr, auf welchen Getreide gemahlen wird, sondern Steine von glattpolirtem Marmor, die den gewöhnlichen Mühlsteinen ähnlich sahen, herum. Auf diese Steine wurden die Materialien, aus denen das Pulver verfertigt wird, geschüttet und so fein wie Mehl gerieben. Damit aber durch das Reiben keine große Hitze entstehe, wurde die Masse von Zeit zu Zeit angefeuchtet und naß erhalten; sonst könnte ja leicht durch Entzündung derselben das größte Unglück entstehen. Wenn die Materialien genug zerrieben waren: schüttete man die Masse in Siebe, worin sie so lange herumgeschüttelt wurde, bis sie in kleinen Klümpchen durchfiel, und nun wurden diese Kügelchen an der Sonne getrocknet.

In den ältern Zeiten wurden die Materialien, die zum Pulver genommen werden, nicht gerieben, sondern durch Stampfen zermalmt; allein die Pulvermühlen, worin sie durch Reiben klein gemacht werden, sind vorzuziehen; denn sie sind am wenigsten gefährlich, und nehmen sie gleich mehr Zeit zur

Verfertigung des Pulvers weg: so entschädigen sie doch dadurch, daß dann das Pulver von größerer Güte ist.

Ferner sagte der freundliche Aufseher der Pulvermühle den Reisenden, daß man bey der Vermischung der zum Pulver nöthigen Materialien gewöhnlich 16 Theile Salpeter, zwey Theile Schwefel und drey Theile Kohlen nehme; also müßten 16 Pfund Salpeter mit zwey Pfund Schwefel und drey Pfund Kohlen vermischt werden. Der Salpeter, sagte er, sey dabey die Hauptsache; der verursache die mächtige Wirkung des Pulvers; er enthielte ungemein viel Luft eingeschlossen; werde er angezündet, so wolle diese Luft schnell sich ausdehnen, und verursache dadurch einen Knall und die anderen Wirkungen des Pulvers. Der Schwefel sey da, um den Salpeter schnell anzuzünden, und die Kohlen verbänden den Salpeter und Schwefel.

So stark nun auch, sagte der Aufseher weiter, die Wirkungen des gewöhnlichen Schießpulvers sind: so hat man sich damit doch noch nicht begnügt; sondern sich Mühe gegeben, ein Pulver zu erfinden, das in seinen Wirkungen noch stärker sey als das gewöhnliche. Und das ist mehrern gelungen; es ist Pulver erfunden worden, das dreymal, fünfmal, ja sogar fünfzehnmal stärker wirken soll als das gewöhnliche. — — Sie haben nun in der Pulvermühle alles gesehen; wenn es Ihnen gefällig ist, auch unsern Pulverthurm oder unser Pulvermagazin zu besichtigen: so will ich Sie hinführen.

Also Sie haben in der Nähe ein Pulvermagazin? sagte Herr Herold. Wenn wir Sie in keinen Geschäften aufhalten, oder Ihnen sonst nicht beschwerlich fallen: so würde uns ein großer Gefallen geschehen, wenn Sie die Güte hätten und uns hinführten.

Das soll gleich und herzlich gerne geschehen, erwiederte der Aufseher; holte ein Bund Schlüssel und nun gieng man in das Pulvermagazin, das einige hundert Schritte von der Mühle entfernt war. Die kleinen Männer, Eduard und Wilhelm, wunderten sich, daß sie bey dem Magazine eine Schildwache antrafen. Diese ist unumgänglich nothwendig, sagte der Aufseher; es könnte sonst leicht ein böser oder unvorsichtiger Mensch das größte Unglück anrichten; damit dieses verhindert werde, steht die Schildwache da, und läßt niemanden, der mit Feuer versehen ist, herzu. Auch darf mehrere Schritte weit vom Magazine, niemand rauchen; dieß ist bey harter Strafe verboten. Da es mit dem Pulver eine so gefährliche Sache ist, so muß dabey eine solche strenge Vorsicht gebraucht werden.

Daß man bey Pulvermagazinen die größte Vorsicht zu brauchen pflege, erfuhren jetzt die drey Reisenden an sich selbst. Als sie gerade in das Gebäude, worin eine Menge Pulver lag, treten wollten, fragte sie der Aufseher: ob die Absätze an ihren Stiefeln mit Eisen oder Nägeln beschlagen wären?

Mit ganz kleinen Nägeln; antwortete Herr Herold.

Nun, so müssen Sie sie ausziehen; versetzte der Aufseher; ich will Ihnen hier Socken geben, die können Sie anziehen. Es ist verboten, jemand in das Magazin zu lassen, der an seinen Stiefeln Eisen oder Nägel hat, weil dadurch durch Reibung an dem Boden, einmal ein Funke Feuer hervorgebracht werden und dieser das ganze Magazin vernichten könnte.

Die Reisenden zogen die Stiefeln aus und die Socken an, und nun besahen sie das Magazin. Sie fanden hier die schönsten Vorsichtsanstalten und gaben darüber ihre Bewunderung und ihren Beyfall zu erkennen.

Wie gesagt, solche Anstalten sind höchst nothwendig, wenn alle Gefahr vermieden werden soll; sagte der Aufseher. Hier ist die ängstlichste, pünktlichste Vorsichtigkeit von großem Werthe; mit dem Pulver kann man nicht vorsichtig genug seyn. Wir haben schon traurige Beyspiele, daß durch Unvorsichtigkeit Pulvermühlen und Pulvermagazine in die Luft gesprengt und zertrümmert worden sind. Sie werden vielleicht gelesen haben, was vor einigen Jahren mit dem Leipziger Pulverthurme geschehen ist?

Die Reisenden baten den Aufseher, ihnen den Gefallen zu erweisen, und es ihnen zu erzählen.

Es war im Jahre 1796 am 13 September, als die Einwohner von Leipzig, durch ein schreckliches Krachen, welches man über vier Meilen weit gehört haben will, und das mit einer heftigen Erschütterung verbunden war, in großes Schrecken versetzt

wurden. Die Erschütterung war so stark, daß vorzüglich in der untersten Stadt und in der Petersvorstadt, Fenster und Thüren aufgesprengt wurden. Als man sich umsah, erblickte man eine große, sich furchtbar aufwälzende Dampfwolke, die an der südlichen Seite der Stadt von dem Petersthore her, gleich einer Feuersäule aufstieg. Sie zog sich dann nach Osten hin, und verbreitete sich über die Stadt wie ein schauriges Donnergewölk. Man vermuthete ein großes Unglück und gerieth gleich auf den Gedanken, daß der dasige Pulverthurm in die Luft geflogen seyn müsse. Eine große Menge Menschen strömte nun nach dem Orte des Schreckens hin. Ein weit verbreiteter Pulverdampf, Menschen mit angst- und schreckenvollen Gesichtern, ein Wehklagen mehrerer Geflüchteten und Verwundeten kam ihnen entgegen. Auch trafen sie auf ihrem Wege manche Spuren der Verwüstung an, zersprungene Fenster, zersprengte Mauersteine, zerschmetterte Dachziegel, und zersplitterte, zum Theil noch rauchende Balken; und als sie endlich den Platz, worauf der Pulverthurm gestanden hatte, erreichten, da fanden sie nichts mehr davon übrig als rauchende und brennende Trümmer. Das ganze Gemäuer, worin das Pulver in zwey Reihen von Kammern lag, war völlig zerstört und lag zerstreut in einem Umkreise von mehr als vierhundert Schritten umher. Kein Stein war auf dem andern geblieben.

War denn der Schaden dabey groß? fragte Ludwig.

Allerdings; erwiederte der Erzähler. Gegen vierzig Centner Pulver waren aufgeflogen; es standen in dem Gebäude zwey Wagen, die mit scharfen Patronen und Kartätschen beladen waren; die lagen auch da, niedergeworfen und zerschmettert. Mehrere daran liegende Häuser wurden sehr beschädigt. Aber auch vier Menschen lagen todt und zerstümmelt unter den rauchenden Trümmern, drey Soldaten und ein abgedankter Unterofficier, Namens Haugk. Mehrere Menschen wurden verletzt. Schauderlich soll der Anblick der Getödteten gewesen seyn. Noch größer wäre das Unglück gewesen, wenn es sich einige Minuten früher ereignet hätte; denn kurz vorher hatten sich einige Leute, die einen Wagen mit Pulver abgeladen hatten, aus dem Thurme entfernt; wäre aber das Unglück einige Minuten später geschehen: so würden auch die vier Mann umgekommen seyn, die eben auf dem Wege waren, um ihre unglücklichen Kameraden abzulösen.

Aber wodurch wurde dieses große Unglück eigentlich verursacht? fragte Eduard.

Das kann ich Ihnen nicht sagen; in den Zeitungen stand hierüber nur folgendes: Der Aufseher über den Pulverthurm, der nicht weit davon sein Haus hatte, erlaubte sich vieles, was er sich nie hätte erlauben sollen. Er betrachtete den Pulverthurm wie sein Eigenthum und machte davon jeden beliebigen Gebrauch. Er verwahrte darin nicht nur Stroh, Getreide und andere Feldfrüchte, sondern sogar seine Pflugschaaren, Eggen, Hacken, Schau-

feln, und andere eiserne oder mit Eisen beschlagene Geräthschaften. Auch andere Leute ließ er nach Gefallen an dem Thurme Theil nehmen, und in leeren Pulverkammern ihre Kleider und Geräthschaften aufheben. Der Schlüssel zum Thurme hieng gewöhnlich an einem bestimmten Orte in seinem Hause, wo ihn jeder, der in den Thurm wollte, holen konnte, ohne einen Verweis von dem allzunachsichtigen und sorglosen Manne zu fürchten. Aber noch mehr. Der mitverunglückte Unterofficier Haugk, ein oft betrunkener, und äußerst leichtsinniger Mann, nährte sich davon, daß er kleine Feuerwerke verfertigte. Seine Nachbarn wollten es nicht leiden, daß er dieses feuergefährliche Handwerk in seiner Wohnung trieb. Was thut er also? Er arbeitet im Pulverthurme, und der Aufseher darüber ist so sorglos, daß er sich um sein Thun und Lassen nicht bekümmerte, ja er räumt ihm sogar ohne Vorwissen der Obrigkeit, eine leerstehende Kammer ein, wie es scheint, um darin arbeiten zu können. Haugk gieng nun in seinen gewöhnlichen Schuhen und Stiefeln, die sogar mit Nägeln beschlagen waren, in den Thurm und in seine Kammer; er rieb hier Pulver, ja er arbeitete sogar mit eisernen Werkzeugen. Gerade an dem Tage, wo das Unglück geschah, arbeitete er auch mit dem verunglückten Musketier Teig, der auch betrunken gewesen seyn soll, an einem bestellten Feuerwerke. Einer von der Wache, die den Pulverwagen, der kurz vor dem Unglücke im Pulverthurme abgeladen worden war, machte

dem leichtsinnigen Haugk Vorstellungen, und drang darauf, er sollte seine mit Stahlzwecken beschlagenen Stiefel ausziehen und nicht anders als in bloßen Strümpfen in dem Thurme herumgehen. Allein Haugk wies diesen braven Mann, Namens Bauer, mit Grobheiten zurück. Dieser machte sich daher auf den Weg und wollte die Sache dem Officiere von der Hauptwache anzeigen. Doch, ehe er noch die Hauptwache erreichte, kündigte das donnernde Krachen hinter ihm das geschehene Unglück an, das er hatte verhindern wollen.

Höchstwahrscheinlich hat also die Tolldreustigkeit und unverzeihliche Unvorsichtigkeit des gedachten Haugk das beschriebene Unglück verursacht.

Die Reisenden verließen nun mit dem gefälligen Aufseher das Pulvermagazin, nachdem sie alles genau besehen hatten. Ich würde Ihnen gerne ein Präsent machen, sagte er zu Wilhelm und Eduard, und Ihnen etwa ein Pfund Pulver anbieten. Allein ich thue dieses nicht, weil ich weiß, wie gefährlich es sey, auch verständigen jungen Leuten Pulver und Schießgewehr in die Hände zu geben. Die Verständigsten unter ihnen werden sich auch gerne solcher Sachen enthalten, da durch eine geringe Unvorsichtigkeit bey dem Gebrauche derselben großes Unglück entstehen kann; und ihnen wird daher immer ein Federkiel lieber seyn, als ein Pfund Pulver oder eine Flinte.

Die Reisenden dankten dem gutherzigen Aufseher für alle ihnen erwiesene Gefälligkeiten und wanderten zurück ins Städtchen. Er begleitete sie eine Strecke und erzählte den kleinen Männern einige Unglücksgeschichten, die durch Pulver und Gewehr veranlaßt worden waren; unter diesen auch folgende:

Im Jahre 1797 wollte sich ein Herr von Selchow, Lieutenant vom Regimente Puttkammer, mit einem Freunde, Herrn Chodowiecky ein Vergnügen machen. Sie beschlossen, bey Ketzüv, nahe bey Brandenburg, auf die Entenjagd zu gehen. Sie setzten sich auf einen Kahn und verabredeten, daß immer nur einer auf die Enten, die sie antreffen würden, schiessen sollte; thäte dieser einen Fehlschuß: so sollte der andere die Flinte losdrücken. Sie ruderten auf dem Wasser herum, und stießen bald auf Enten. Sie flogen auf, und Herr v. Selchow, welcher an dem einen Ende des Kahnes saß, schoß nach ihnen. Es fiel keine einzige. Sie flogen ganz nieder, Herr v. Selchow rief seinem Freunde zu, er möchte schiessen. Dieser drückte sogleich los, aber, anstatt eine Aente zu treffen, gieng die ganze Ladung groben Schrotes dem unglücklichen Selchow in den Kopf und zerschmetterte das Gehirn. In diesem Augenblick sank er todt im Kahne nieder. Chodowiecky sah dieß kaum, als er auch halb ohnmächtig und sinnlos zu Boden sank. Einige Liebhaber der Jagd, fuhren in einiger Entfernung in einem Kahne und sahen die beyden Schützen in den

Kahn hinfallen. Sie ahndeten das geschehene Unglück nicht, sondern glaubten, daß die beyden Freunde einen harten Stoß von ihren Flinten bekommen hätten, und vor Angst niedergesunken wären; sie lachten daher darüber. Allein, da sie bemerkten, daß jene zwey Schützen sich nicht aufrichteten, sondern immer im Kahne liegen blieben: so schien ihnen die Sache doch etwas bedenklich. Sie kamen näher und sahen nun, zu ihrer Bestürzung, den glimmenden Pulverpfropfen in den Haaren des Herrn von Selchow: sahen, als sie dem Sterbenden die Jagdmütze vom Kopfe wegnahmen, mit Entsetzen, daß ihnen Blut und Gehirn entgegen quoll. Herr Chodowiecky erhohlte sich, und als er die herbeygeeilten Jäger erblickte, bat er sie, um Gottes Willen! ihn auch zu erschiessen. So betäubt, als er jetzt war, konnte er freylich nicht einsehen, daß er nothwendig eine Fehlbitte thun mußte.

Im Jahre 1797 hatten sich in Berka, einem Callenburgischen Dorfe, im Fürstenthume Grubenhagen, einige Mädchen und Frauen in dem Hause eines fleißigen Einwohners versammelt, um da in Gesellschaft zu spinnen. Als sie so ruhig sponnen, trat ein unbesonnener junger Bauerbursche von sechzehn Jahren, aus dem Dorfe gebürtig, herein, und fieng sogleich an die Spinnerinnen zu necken. An der Wand in der Stube hieng ein Gewehr. Er wußte nicht ob es geladen sey, demohngeachtet war er leichtsinnig genug, damit zu spielen. Der Sohn

vom Hause warnt ihn und sagt, das Gewehr könne noch geladen seyn, denn sein Vater habe es vor kurzem geladen, um damit einen tollen Hund zu erschiessen. Doch auf diese Warnung hört der leichtsinnige Mensch nicht, sondern ist unverständig und droht, eine von den Spinnerinnen zu erschiessen. Er zielt gerade auf ein Mädchen; das Gewehr geht los, und die Unglückliche liegt in ihrem Blute, ohne in den ersten Augenblicken Zeichen vom Leben zu geben. Die Nase war in der Mitte durchgerissen, und die eine Seite des Gesichts auf das schrecklichste beschädigt. Aber nicht nur diese Person wurde unglücklich, sondern noch ein Kind, welches neben seiner Mutter auf der Bank lag, ward durch mehrere Hagelkörner verwundet. Ob diese zwey Unglücklichen wieder hergestellt worden sind, ist nicht bekannt worden.

Die Reisenden nahmen, nachdem ihr Begleiter ihnen dieses und noch mehr erzählt hatte, von ihm freundschaftlich Abschied, und setzten den andern Tag ihre Reise auf der ausgebesserten Kutsche wieder fort. Wilhelm und Eduard faßten den festen Vorsatz, sich des Gebrauchs des Pulvers und des Schießgewehres so lange zu enthalten, bis sie von ihren Eltern und dem Lehrer für fähig genug gehalten würden, damit umzugehen; denn sie waren verständig und gewohnt alles willig zu thun, was sie für gut zu halten von ihrer Vernunft genöthigt wurden.

Fragen, worüber die Leser nachdenken können.

1. Zwey Personen leiden Schiffbruch; es bleibt ihnen nichts mehr übrig, als sich auf ein schwimmendes Brett zu werfen und so, wenn's möglich, ihr Leben zu retten. Allein das Brett kann nicht beyde tragen; nur einer kann sich vermittelst desselben retten; es frägt sich nun, welcher von beyden soll das Brett fahren lassen? —

2. Ich gehe spatzieren und sehe einen flüchtenden Menschen sich fast neben mir in einen Busch verstecken. Einige Schritte weiter begegnet mir ein aufgebrachter Mann mit gezogenem Säbel, hält mich an und frägt mich: ob mir nicht ein Mensch begegnet sey, und ob ich nicht wisse wo er sich versteckt habe? er sey von ihm beleidigt worden, und müsse sich an ihm rächen. Was soll ich hierauf antworten: soll ich Wahrheit oder Unwahrheit reden, oder giebt es noch ein anderes Mittel, mir aus der Verlegenheit zu helfen? —

3. Cleon kann niemanden leiden sehen; ein armer Mann in zerrissener Kleidung macht einen

widrigen Eindruck auf ihn, denn er ist von Natur weichmüthig; um sich diesen widrigen Anblick zu ersparen und den Armen nur aus dem Gesichte zu bekommen, ist er mit Allmosen fast verschwenderisch, und er unterstützt Alle ohne Unterschied und zwar reichlich; Arist hat kein so weiches Herz, er kann jemanden leiden sehen, ohne eben sehr gerührt zu werden; zum Allmosengeben hat er wenig Neigung; kommt ein Armer zu ihm und bittet ihn um etwas: so forscht er erst nach, ob er die Unterstützung auch verdiene; er giebt nicht so gerne und nicht so reichlich als Cleon; aber wenn er findet, daß der Arme seiner Hülfe würdig ist, so spricht er zu sich: es ist Pflicht, daß du diesen Menschen unterstützest; und wenn er auch nicht die mindeste Lust hat, dieß zu thun, so zwingt er sich doch gleichsam dazu und läßt dem Hülfsbedürftigen die nöthige Unterstützung zukommen. Wessen Wohlthätigkeit hat mehr wahren, sittlichen Werth? Cleon's oder Aristens? —

4. Hellmann besitzt den fähigsten Kopf; hört er etwas, so kommt es nicht sobald wieder aus seinem Gedächtnisse. Alles begreift er mit bewundernswürdiger Leichtigkeit und Schnelligkeit. Ob er gleich erst 12 Jahre alt ist: so hat er doch Kenntnisse, wie man sie selten bey fünfzehnjährigen und noch älteren Jünglingen findet. Diese Kenntnisse hat er sich gesammelt, ohne die mindeste Mühe und Anstrengung; denn anhaltender Fleiß, langes Nachdenken ist Hellmanns Sache nicht. Slaber, sein Mitschüler, hat von der Natur nicht so schöne

Anlagen erhalten; sein Gedächtniß ist schwach und untreu, und er faßt alles nur mit schwerer Mühe; und ob er gleich schon vier Jahre älter ist, als Hellmann, so besitzt er doch nicht den zehnten Theil von dessen Kenntnissen. Allein dieß ist keinesweges einem Mangel an Fleiße zuzuschreiben; denn Slaber ist unstreitig der fleißigste unter seinen Schülern; Tag und Nacht bemüht er sich, Fortschritte in den Wissenschaften zu machen, und keine Gelegenheit, wobey er etwas lernen kann, läßt er unbenutzt vorbeygehen. Es entsteht nun die Frage, welcher von beyden, als Lernender oder Schüler, einen größern sittlichen Werth hat, ob Hellmann oder Slaber? Welcher von ihnen verdiente am meisten unsre Achtung? —

5. Wer ist der klügere, der Betrüger oder der Betrogene? —

6. Herr Schakal gilt weit und breit für den pfiffigsten, klügsten Kopf. Alles, was er anfängt, gelingt ihm, denn er versteht die Kunst, alles fein einzuleiten. Er ergreift freylich zuweilen unerlaubte Mittel, um etwas durchzusetzen; allein er benimmt sich dabey auf eine Art, daß niemand beleidigt wird und keinem ein Schaden daraus erwächst. Er geht oft krumme Wege; doch ist er jedermanns Freund und es geht ihm alles nach Wunsch und Willen. Herr Fest ist Herrn Schakal sehr unähnlich. Er ist ein äußerst gerader Mann, der die Wahrheit liebt und schätzt, wo er sie findet. Er fügt andern nie ein Unrecht zu; duldet es aber auch nicht,

daß man ihm unrecht thue. Seine Pflicht thut er gewissenhaft, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob dieß jemanden nützt oder schadet; was sein Amt ihm vorschreibt, das verrichtet er pünktlich, und achtet der schlechtgesinnten Menschen nicht, die dabey Schaden leiden. Sein Vermögen hat er der Pflicht, dem Guten aufgeopfert; und da er so streng in Erfüllung derselben ist: so zieht er sich den Haß und die Verfolgung schlechtdenkender Menschen zu. Seine Familie leidet darunter sehr; sie lebt in Armuth, hingegen lebt Herr Schakal mit Frau und Kindern im Ueberflusse. Das Herz eines jeden Lesers wird gefragt: welcher von beyden, ob Schakal oder Fest, unsre Hochachtung, Liebe und Freundschaft verdient?

7. Ein Kaufmann läßt einen Transport Waaren kommen. Unterweges werden sie durch einen starken, langanhaltenden Regen, durchnäßt und etwas verdorben. Verkauft er sie als beschädigte Waare: so leidet er einen empfindlichen Verlust; verschweigt er es aber, daß sie etwas verdorben sind und verkauft sie als vollkommen gute Waare: so entkommt er diesem empfindlichen Verluste; und nur einzelne Käufer tragen einen Theil desselben; jeder hat zwar dabey Schaden; allein dieser ist unbedeutend, und kann leicht verschmerzt werden. Es fragt sich: ob der Kaufmann, um einem großen Verluste zu entgehen, sich einen Betrug erlauben darf, der Andern nur wenig schadet, ihm aber viel nützt? —

Die Spielgesellschaft.

In einem ansehnlichen Städtchen in Chursachsen vereinigten sich mehrere Familien und liessen ihre Kinder gemeinschaftlich von einigen Lehrern unterrichten und erziehen. Die Kleinen machten in Allem, was ihnen gelehrt wurde, große Fortschritte; denn sie wußten, daß es für jeden Menschen Pflicht ist, sich auszubilden und so viel Nützliches zu lernen, als möglich; auch munterte eines das andere zum Fleiße auf, und es war eine Freude, ihren Wetteifer mit anzusehen.

Ob man gleich der Ueberzeugung war, daß Thätigkeit die Bestimmung des Menschen sey: so wußte man doch auch, daß weder der Körper noch der Geist immer und immer angestrengt werden dürften, sondern daß beyde zuweilen Erholung nöthig hätten. Aus diesem Grunde versammelten sich die gedachten Kinder mit ihren Lehrern zuweilen an einem bestimmten Orte und erfreuten ihr Herz durch Spiel und Gesang.

Aber zwischen Spiel und Spiel ist ein gar großer Unterschied. Es giebt Spiele, die entweder mehr

ermüden als Erholung verschaffen, oder die, was noch schlimmer ist, einen üblen Einfluß auf die Sitten der Spielenden haben, sie zum Zanke, zur Ausgelassenheit und Unbescheidenheit reitzen. Dieser Art waren die Spiele nicht, die von den erwähnten Kindern und ihren Lehrern gespielt wurden; sie wählten nur solche, welche ganz unschuldig und theils dem Körper, theils dem Geiste zuträglich waren, wie deren viele in einem nützlichen Buche, nemlich in den „Spielen zur Uebung und Erholung des Körpers und Geistes, für die Jugend u. s. w. von GutsMuths" beschrieben werden.

Spiele, die den Geist übten, wechselten mit bloß körperlichen Spielen ab. Die Spielgesellschaft hatte ihre Gesetze und wer diese übertrat, wurde vom Spiele ausgeschlossen. Unter diesen Gesetzen befand sich auch folgendes: Ein jedes Mitglied der Gesellschaft, muß, wenn an dasselbe die Reihe kommt, ein Spiel vorschlagen, das von ihm selbst erfunden worden ist. Dieses Gesetz ward treulich befolgt und die strenge Befolgung desselben hatte für die Spielenden einen großen Nutzen; sie übten dadurch ihren Geist sehr und daher dürfte wohl Nachahmung dieser Einrichtung sehr zu empfehlen seyn.

Eines Abends versammelte sich die Gesellschaft bey Fritz Heydemann, weil gerade an ihm die Reihe war, ein selbsterfundnes Spiel vorzuschlagen. Seine kleinen Freunde und Freündinnen umhüpften

ihn frohlockend und forderten ihn auf, sie zu unterhalten.

Das soll gleich geschehen, versetzte Fritz, holte ein Dintenfaß sammt Federn und Papier herbey, schnitt so viele kleine Zettelchen, als Personen da waren und sagte: jeder schreibe auf eines dieser Zettel ein Wort, so, daß es der andere nicht sieht.

Die Zettel waren bald beschrieben. Fritz legte sie zusammen und that sie in ein Tuch. Nun erklärte er ihnen das Spiel. „Eines nach dem andern, sagte er, wird in das Tuch greifen, ein Zetelchen herausziehen, und über das herausgezogene Wort uns eine Erzählung zum Besten geben. Es geht nach dem Alphabet — Amalie! du bist die erste."

Bruder! Bruder! rief Amalie Fritzen zu, du bringst mich gewiß in Verlegenheit. Du weißt, ich bin eine schlechte Erzählerin.

Ich auch! ich auch! riefen alle Mädchen ihr nach.

Beschämt uns nicht, versetzten einige Knaben. Die Mädchen laufen den Knaben im Erzählen immer den Rang ab; und das natürlich; sie haben darin vielmehr Uebung als wir, sie plaudern und erzählen den ganzen Tag und —

Spötter! rief Amalie und gab einigen einen freundlichen Klapps mit einem Lineale, das sie bey der Hand hatte.

Fritz reichte ihr das Tuch mit den Zetteln hin. Sie griff herein und zog eines davon heraus. Aengst-

lich öffnete sie es und es stand das Wort: „Verschwiegenheit" darauf.

Nun das ist doch brav, riefen einige Knaben lächelnd, daß das Wort „Verschwiegenheit" einem Mädchen zugefallen ist. Sie können über diese Tugend viel mehr sagen, als die Mannspersonen.

Amaliens Wangen rötheten sich und man merkte ihr eine kleine Verlegenheit an. Sie hatte viele liebenswürdige Eigenschaften; nur Geheimnisse durfte man ihr nicht anvertrauen, denn diese drückten ihr offenes Herz bald so sehr, daß sie sich ihrer Last bald zu entledigen suchte.

Daß aber auch gerade dieses Wort an mich kommen mußte! sagte Amalie. Bruder Fritz, willst du mich etwa mit dem deinigen tauschen lassen?

Das geht nicht an! riefen alle. Amalie erzählt uns etwas Unterhaltendes über die Verschwiegenheit.

Wenn es nun einmal nicht zu ändern ist, versetzte Amalie, so will ich mich schon in mein Schicksal ergeben. Ob euch aber meine Erzählung unterhalten wird, das weiß ich nicht; aber das geht mich weiter nichts an, — ich gebe euch eine Erzählung, und damit ists gut; ich habe dann meine Pflicht gethan.

In einer großen Stadt, ich glaube, es war in Rom, fiel einmal etwas von Wichtigkeit vor, worüber die Rathsherren sich berathschlagen mußten. Sie versammelten sich auf dem Rathhause und blieben sehr lange beysammen. Dieß fiel den Einwohnern der Stadt auf und sie hätten gerne die Ursache davon erfahren. Besonders neugierig war die Frau

eines Rathsherren; die wollte kurzum das Geheimniß erfahren, und darum setzte sie sichs in den Kopf, ihrem Manne so lange keine Ruhe zu lassen, bis er es ihr entdeckt hätte. Das hätte sie nun nicht thun sollen, denn sie wußte, daß Rathsherren verschwiegen seyn müßten, und die Weiber sich nicht in Staatsgeheimnisse mischen dürften; indeß was thut die Neugierde nicht! Der Mann kommt nach Hause, und die Frau empfängt ihn mit Liebkosungen und Schmeichelehen; sie wundert sich, daß die Rathsherren so lange versammelt gewesen wären, und verbirgt es nicht, daß sie die Ursache davon zu erfahren wünsche. Da aber ihr Mann sie nicht verstehen will: so fragt sie ihn mit deutlichen Worten darum. Er sagt: die Ursache der langen Rathsversammlung wäre ein Geheimniß und es sey seine Pflicht, es niemanden anzuvertrauen. Allein das neugierige Weib läßt ihm keine Ruhe, dringt mit den heftigsten Bitten in ihn, macht ihm Vorwürfe, daß er so wenig Liebe und Zutrauen zu ihr habe, betheuert, daß sie es nicht ausplaudern wolle, und dergleichen mehr. Der Mann mochte wohl seine Frau kennen; genug, er hält es nicht für rathsam, ihr das Geheimniß zu entdecken. Um ihr aber doch etwas zu sagen und ihre Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen, fällt er auf den Gedanken: ihr etwas weiß zu machen. Ob dieß recht oder unrecht war, will ich nicht entscheiden *);

*) Was meynen meine Leser dazu: ist es erlaubt, jemanden durch eine Unwahrheit zu täuschen, wenn man gute Absichten dabey hat und niemanden dadurch schadet?

genug, der Mann erdenkt sich was und erzählt nun mit einer geheimnißvollen Miene seiner Frau: es wäre vor kurzem eine Lerche mit einer goldenen Krone dreymal über die Stadt geflogen; dieß habe etwas wichtiges zu bedeuten, und die Rathsherren hätten darüber so lange berathschlagt. Es wäre eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, sie müßte daher ganz geheim gehalten werden, und sie, die Frau, dürfte keiner Seele etwas davon sagen, denn dieß könnte ihm dann die größte Strafe zuziehen.

Die Frau gelobte ihrem Manne, niemanden das ihr entdeckte Geheimniß mitzutheilen. Bald darauf verließ ihr Mann das Haus und gieng auf den Marktplatz, wo er etwas zu verrichten hatte. Kaum hatte er sich entfernt, als eine Dienstmagd in das Haus trat, um etwas zu holen. Die Frau konnte sich nicht enthalten, auf das, was ihr der Mann erzählt hatte, anzuspielen, und dadurch die Neugierde der Magd zu reitzen. Sie jammerte in einem fort und rief: ach! die arme Stadt! die armen Einwohner! die Götter mögen sich unser aller erbarmen! und was der klagenden Ausdrücke noch mehr waren.

Die Magd, durch das immer wiederholte Jammern dreuste gemacht, erkundigte sich, was der Frau fehle und warum sie so traurig und ängstlich sey? —

Ach! sagte sie, ich würde dir es wohl sagen, allein es ist ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit, es muß verschwiegen bleiben.

Die Magd wollte weggehen. Allein die Frau hielt sie zurück und sagte mit ängstlicher Stimme: ich weiß, du wirst es nicht ausplaudern, und darum kann ich dir das Geheimniß wohl anvertrauen. Sie erzählte nun, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und ermahnte zuletzt die Magd gar ernstlich, niemanden die Sache wissen zu lassen. Diese versprach die tiefste Verschwiegenheit.

Die Magd geht fort und begegnet auf der Gasse ihrer Freundin. Mit dieser läßt sie sich in ein trauliches Gespräch ein, kommt ins Erzählen hinein und eh' sie sichs versieht, platzt sie mit dem eben erfahrenen Geheimnisse heraus, doch beschließt sie ihre Erzählung mit der Bitte: das Erzählte niemanden wieder zu sagen. Die Freundin verspricht dieß: hält aber ihr Versprechen eben so wenig als ihre Freundin und die schwatzhafte Frau des Rathsherrn, kurz, noch eh' dieser auf den Marktplatz kommt, ist die Mähre von der Lerche mit der goldenen Krone in der halben Stadt bekannt, und ihm wird seine eigene Erdichtung als die wichtigste Neuigkeit erzählt, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln seye.

Der gedachte Rathsherr kehrt nun schnell zu seiner Frau zurück, nimmt eine ängstliche Miene an, und macht ihr die bittersten Vorwürfe. Du hast das Geheimniß verrathen, rief er aus, dieß wird mich um mein Vermögen, um meine Freyheit, viel-

leicht gar um mein Leben bringen! — Unvorsichtiges Weib. —

Ich? — das Geheimniß verrathen? rief verwundernd die Frau.

Ja, ja, versetzte heftig ihr Mann, du hast es verrathen. Die halbe Stadt weiß es bereits.

Die halbe Stadt wüßte es? erwiederte sie, nun, wenn dieß wahr ist, so siehst du wohl ein, daß ich nicht die Verrätherin desselben gewesen seyn kann, denn es sind erst einige Minuten verflossen, daß du ausgegangen bist. Wie hätte sich die Sache, wenn sie durch mich herausgekommen wäre, so schnell verbreiten können.

So ist es denn auch hier wahr, sagte ernsthaft der Mann, daß die unbedachtsame Schwatzhaftigkeit fast immer mit andern, gröbern Fehlern, unter andern auch mit schändlicher Lügenhaftigkeit verbunden ist. Du bist nicht nur ein unbedachtsames, schwatzhaftes, sondern auch ein lügenhaftes Weib. Du wurdest durch deine Plauderhaftigkeit verleitet, ein gegebenes Wort nicht zu halten, und da ich dir dein Vergehen vorhalte, so nimmst du deine Zuflucht zur Unwahrheit, und leugnest mir, das, was du gethan hast, rein weg.

Lieber Mann! —

Schweige! Du und niemand anders hat die Geschichte von der Lerche mit der goldenen Krone unter die Leute gebracht; denn wisse, ich selbst habe sie

erfunden und dir als wahr erzählt, um deine Verschwiegenheit auf die Probe zu stellen. Ich sehe nun, daß man dir keine Geheimnisse anvertrauen, und deinen Worten nicht glauben darf, wenn man nicht durch dich in manche unangenehme Verlegenheit gesetzt und von dir schändlich hintergangen werden will.

Nun, meine Herren und Damen, sagte Amalie, meine Erzählung ist am Ende.

Wirklich, Schwester, sagte der schalkhafte Fritz, der gerne unschuldige Späßchen machte, du hast uns eine lehrreiche Geschichte erzählt; mancher und, wohlgemerkt, auch manche von uns kann sich daraus eine heilsame Lection ziehen.

Ein Klapps, den ihm die Schwester mit dem Lineale gab, bestrafte ihn für seine schalkhafte Anspielung auf sie und auf noch ein Paar andere Personen von der Gesellschaft, die gleichfalls nicht viel verschweigen konnten.

Fritz griff von neuem nach dem Tuche mit den Zetteln, und reichte es dem muntern Bernhard hin. Er zog das Wort: „Ehrlichkeit" heraus. Dieses Wort gab ihm Veranlassung zu folgender Erzählung:

Als der Weltbezwinger Alexander der Große, mit seinen siegreichen, tapfern Armeen herumstreifte, kam er auch in ein noch wenig bekanntes Ländchen, dessen Einwohner die ehrlichsten Leute von der Welt waren. Aus Neugierde wohnte er einmal in

diesem Lande einer Rathsversammlung bey, wo gerade ein interessanter Proceß geführt wurde. Es hatte nemlich ein Einwohner der Stadt einem andern sein Haus verkauft. Dieser ließ in dem neugekauften Hause nachgraben und die Arbeiter fanden tief unter der Erde einen großen Schatz. Dieser wird sogleich dem neuen Besitzer des Hauses zugestellt, und der trägt ihn alsobald zu demjenigen Manne, von dem er die Wohnung vor kurzem gekauft hatte. Es ist, sagt er zu ihm, in dem Hause, das ich von dir an mich gebracht habe, dieser Schatz gefunden worden; ich habe kein Recht dazu; nimm ihn hin, denn du wirst ihn wohl vergraben haben.

Ich hab' ihn nicht vergraben, versetzte dieser, und der gefundene Schatz gehört daher nicht mir.

Ich kann ihn auch nicht behalten, erwiederte hierauf der andere; denn ich habe nur das Haus gekauft und bezahlt, nicht aber zugleich den Schatz.

Du thust dir Unrecht, versetzte drauf der vorige Besitzer des Hauses; ich habe dir einmal meine Wohnung, mit allem, was darin ist, verkauft; du bist der rechtmäßige Besitzer davon, und ich habe nicht den geringsten Antheil mehr daran; nicht mir, sondern dir gehört daher der gefundene Schatz.

Allein damit war der neue Besitzer des Hauses, worin der Schatz gefunden worden war, nicht zufrieden, und da sich beyde Partheyen mit einander nicht vereinigen konnten, und keiner von ihnen den Schatz

annehmen wollte: so beschlossen sie, die Sache vor Gericht zu bringen, und von verständigen Richtern darüber entscheiden zu lassen. Alexander war zugegen, als darüber berathschlagt wurde. Die Richter ließen beyde Streitenden vor sich kommen, und jeder von ihnen weigerte sich, den Schatz anzunehmen; jeder sagte, dieß wäre wider sein Gewissen, und gegen sein Gewissen könne er schlechterdings nicht handeln. Die Richter entschieden die Sache endlich so: Sie fragten den einen von den Streitenden: ob er einen Sohn? und den andern: ob er eine Tochter habe? und da sie beyde ja antworteten: so thaten die Richter den Vorschlag, der Sohn des Einen sollte die Tochter des Andern heyrathen und dem Ehepaar sollte der gefundene Schatz zum Brautschatze gegeben werden. Die Väter waren es zufrieden und so ward der seltene Proceß beygelegt.

Alexander konnte sich nicht enthalten, die Ehrlichkeit der Streitenden und ihrer Richter zu bewundern. Diese aber fanden seine Verwunderung darüber sehr selten und auffallend. Wie, sagten sie, sind denn anderwärts die Menschen nicht so ehrlich? und wenn sie es nicht sind, lassen wohl die Götter über diese Menschen ihre Sonne scheinen?

Bravo! riefen Bernhards Zuhörer; eine solche Ehrlichkeit soll leben und in der ganzen Welt herrschend werden! —

Nun kam das Erzählen an die sanfte Christine. Es wurde ihr das Tuch hingereicht, und sie zog das

Wort: „Vertheidigung" heraus. Sie erzählte folgende Geschichte:

In einer Stadt in Griechenland, ich glaube, es war zu Athen, bekam eines Tages ein frommes, armes Mädchen einen Besuch von zwey jungen Leuten, die beyde ein ehrliches Gesicht und viel Geld hatten. Sie baten das harmlose Mädchen, ihnen eine, ziemlich große, Summe Geldes aufzubewahren, und sie ihnen zurückzustellen, wenn sie beyde wieder kämen; käme aber einer allein: so sollte sie das Geld nicht hergeben, widrigenfalls sie dann gezwungen werden könnte, das Geld selbst zu ersetzen. Das Mädchen macht sich dazu anheischig und es wird nun eine Schrift aufgesetzt, worin es den Empfang des Geldes und die Bedingungen, unter denen dasselbe ihm zur Aufbewahrung gegeben wurde, unterzeichnet. Nach Verlauf einiger Monate erscheint unvermuthet Einer von den zwey jungen Leuten, gehüllt in Trauerkleider, und erzählt dem erwähnten Mädchen mit vieler Betrübniß den Tod seines Freundes, dem die Hälfte des Geldes gehörte. Er bittet dieses zurück. Das Mädchen, ohne was Arges zu ahnden, traut seiner Rede, hält den zweyten jungen Menschen für todt, und gibt dem Angekommenen ohne Bedenken das niedergelegte Geld, mit welchem er auch bald verschwindet. Es währt nicht lange, siehe! so erscheint der andere von diesem saubern Betrügerpaar, der von seinem Kameraden

für todt ausgegeben worden war, und fordert das niedergelegte Geld von dem armen Mädchen zurück. Dieses erzählt, wie es die erhaltene Summe schon seinem Freunde wiedergegeben habe, da man ihn, der jetzt unvermuthet erschienen sey, für todt ausgegeben hätte! Allein dieser Mensch fängt an zu toben, das Geld mit Ungestüm zurückzufordern und sich auf den unterschriebenen Contract zu berufen, Kraft dessen die Summe nur dann herausgegeben werden sollte, wenn beyde Freunde erschienen. Er droht, das arme, in die größte Angst uud Verlegenheit gesetzte Mädchen, vor Gericht zu belangen, und thut dieß wirklich. Die Gesetze waren in diesem Falle sehr strenge, und das angstvolle Mädchen sieht schon einem traurigen Schicksale entgegen. Die Richter erklärten, daß das Recht auf der Seite des Fremdlings wäre, daß dieser sich auf einen unterzeichneten Contract stützen könne, und daß das Mädchen die Strenge des Gesetzes erfahren müßte. Es ringt verzweiflungsvoll die Hände gen Himmel, betheuert seine Unschuld und bittet um Schonung. Die Richter zucken die Achseln uud benehmen ihm alle Hoffnung. Da tritt auf einmal in der Versammlung der Richter, ein beredter und einsichtsvoller Mann auf (wenn ich nicht irre, hieß er Demosthenes) und übernimmt die „Vertheidigung" des betrogenen Mädchens. Fremdling! sagte er, du hast mit einem Freunde bey diesem sittsamen frommen Mädchen eine Summe Geldes niedergelegt?

Der Fremde. So ists.

Der Vertheidiger. Du kannst auch hierüber einen schriftlichen Beweis vorzeigen?

Der Fremde. Nicht anders. Hier ist der Contract.

Der Vertheidiger. Wie lautet dieser Contract?

Der Fremde. Es wird darin zur Bedingung gemacht, daß das verklagte Mädchen nur dann die niedergelegte Summe herausgeben sollte, wann wir beyde wieder erschienen, widrigenfalls es gezwungen werden würde, das contractwidrig herausgegebene Geld zu ersetzen.

Der Vertheidiger. Ich habe dich und den Contract verstanden. Er muß heilig gehalten werden.

Der Fremde. Das muß er, und das wird er; die Gerechtigkeit der Richter lassen mich dieses erwarten.

Der Vertheidiger. Ich hoffe, die Richter werden sich gewissenhaft an den Contract halten, und dir das Recht, die niedergelegte Summe zu fordern, absprechen.

Der Fremde. Wie? absprechen?

Der Vertheidiger. Allerdings, absprechen! denn der Contract sagt ja deutlich, die gedachte Summe dürfte nur dann zurück gestellt werden, wenn ihr beyde, die ihr sie bey diesem betro-

genen Mädchen niedergelegt habt, wieder kämet. Du kommst ja aber ohne deinen Freund; gehe doch vorerst hin und hole diesen herbey, und wenn ihr beyde erscheint, soll euch, dem Contracte gemäß, das Geld ausbezahlt werden.

Die Richter stimmten dem Vertheidiger freudig bey, das Mädchen athmete freyer und der Betrüger schlich sich beschämt davon.

Bravo! riefen alle Zuhörer; der Vertheidiger des armen Mädchens war ein wackrer Mann! möchte doch immer die Unschuld auf eine gute, auf die beste Art vertheidigt und die Betrüger in ihren eigenen Netzen gefangen werden! —

Nun kam die Reihe an Fritz. Er zog einen Zettel und fand darauf das Wort: „Ulysses."

Das ist scharmant, rief Fritz, dieser Schlaukopf ist schon lange mein Mann; wenn nur nicht das Meiste, oder vielleicht gar Alles, was man von ihm erzählt, erdichtet wäre. Seine ganze Geschichte zu erzählen, das würde zu viel Zeit wegnehmen. Also nur einiges Wenige von ihm.

Ulysses war König auf der Insel Itaka, in Griechenland, weit und breit wegen seiner Stärke und seiner Klugheit berühmt. Einmal bekommt Griechenland mit einem König von Troja, einer Stadt in Asien, einen gewaltigen Krieg. Die Griechen ziehen nach Troja, und Ulysses, auf den man

erstaunlich viel hält, muß seine Gattin, Penelope, und seinen Sohn Telemach, verlassen und mitziehen. Man kommt vor Troja an, und belagert die Stadt. Allein die Besatzung hält sich wacker, Troja wird zehn Jahre lang umsonst belagert und die Griechen bekommen Lust, wieder in ihre Heimath zu kehren. Da tritt endlich Ulysses, der Schlaukopf, ins Mittel und sagt: Wenn wir die Stadt nicht mit Gewalt erobern können, so wollen wir sie durch List in unsre Hände bekommen. Allons! nur ein hohes hölzernes Pferd zusammen gezimmert, mit einem Bauche, daß einige hundert Mann darin Platz haben und so hoch, daß es über die Stadtmauer hinüber ragt. Das Weitere sollt ihr schon dann vernehmen, wann der Gaul fertig ist. Da griff alles nach den Beilen und zimmerte an dem gewaltigen Rosse und bald stand es da zur Bewunderung Aller, die es sahen. Nun kommt Ulysses mit den auserlesensten, verwegensten Soldaten herbey, befiehlt, daß sich die ganze griechische Armee von der Stadt entferne, sich an den Küsten des Meers verberge und nur dann wieder zum Vorscheine komme, wann sie Troja in Flammen sähe. Sein Befehl wird pünktlich befolgt. Die Armee zieht sich zurück, gleich als wolle sie für immer die Belagerung aufheben. Ulysses selbst öffnet die Bauchthüre am Pferde und steigt mit seiner Mannschaft in den Bauch des Rosses. Ein Knabe muß dabey bleiben und den neugierigen Trojanern weiß machen, dieses Pferd sey

vom Himmel herabgesunken; würde man es in Troja ehrenvoll aufnehmen: so werde die Stadt nie erobert werden; würde man sich aber daran vergreifen: so solle es der Stadt gar übel ergehen. Die albernen Trojaner glaubten dieß und brachten den gewaltigen Gaul mit großem Pomp in die Stadt. Weil er aber zu den Thoren nicht herein konnte: so riß man große Stücke von der Mauer um, und dachte Wunder was gethan zu haben, als man das ungelenkige Thier auf dem Marktplatze hatte. Die Trojaner feyerten diesen Tag insgesammt und tranken sich voll, so daß sie alle hinsanken wie Mücken und kein bischen wußten, was um sie vorgieng. Das hatten die schlauen Bauchbewohner des Pferdes gewünscht. Um Mitternacht, da alles im festesten Schlafe lag, stiegen sie aus ihrer hölzernen Festung, und fielen über die trunkenen Trojaner her. Es entstand ein schreckliches Gemetzel. Man steckte die Stadt an verschiedenen Orten an und bald stand sie in lichten, lohen Flammen. Kaum sieht dieß die versteckte Armee an den Küsten, als sie sogleich blitzschnell herbeyeilt, die Stadt überrumpelt, und sich ihrer ganz bemächtigt.

Troja war nun von den Griechen erobert, und sie kehrten, da sie ihren Zweck erreicht hatten, nach Griechenland zurück. Dem armen Ulysses gieng es auf der Reise gewaltig übel; denn er wird von einem Land zum andern getrieben und es vergiengen zehn Jahre, bis er wieder in seiner Heimath ankam. Un-

terweges stieß ihm manches drollige Ebentheuer auf. Unter andern wird er einmal nach Sicilien getrieben. Er steigt aus dem Schiffe aufs Land, um sich darin umzusehen und Proviant zu holen. Die Gegend, wo er landete, war voll Felsen und Höhlen und diese wurden von mächtigen Riesen bewohnt, die mitten auf der Stirne ein großes Auge hatten. Ulysses kehrt mit einigen Gefährten in die Felsenwohnung des Fürsten dieser Riesen ein. Polyphem, so hieß er, war eben nicht zu Hause, kam aber des Abends mit einer Heerde ansehnlicher Schafe in sein Logis zurück. Die Thüre, die den Eingang zu seiner Residenz sperrte, wurde mit einem Riegel geschlossen, den zwey und zwanzig gewöhnliche Menschen nicht fortziehen konnten. Ulysses begrüßt den Polyphem gar freundlich und bittet um Lebensmittel, dafür ergreift der Riese ein Paar von dessen Gefährten, schlägt sie auf den Boden und verzehrt sie mit großem Appetite. Um den guten Bissen besser zu verdauen, trinkt er einen Eimer Milch dazu. Des andern Morgens frühstückt er abermals zwey von Ulysses Begleitern, treibt dann seine Heerde aus, verschließt aber die Thüre so fest, daß seine Gäste schlechterdings nicht entkommen können. Ulysses sieht, daß er sich eben nicht in den besten Hände befinde. Er erblickt einen großen Pfahl und sogleich entwirft er einen Plan zu seiner Rettung. Der Pfahl wird spitz zugehauen, und in den Mist gesteckt, welcher hoch in der Höhle lag. Abends kehrt Polyphem zurück und läßt sich

wieder zwey von seinen Gästen wohlschmecken. Nun zieht Ulysses einen mit Wein gefüllten Schlauch hervor, schenkt einen Becher voll davon ein und bietet ihn seinem einäugigen Wirthe an. Dieser findet das Getränke vortrefflich, läßt sich einen Becher um den andern vollschenken, wird zutraulich und frägt den Ulysses: wie er heiße? Niemand, heiße ich, antwortete dieser. „Du labst mich recht mit deinem Tranke, lieber Niemand, versetzte der Riese. Ich will dafür auch gewiß dankbar seyn und dich, aus Erkenntlichkeit, — zuletzt auffressen."

Ulysses, der von einer solchen Art von Erkenntlichkeit nicht viel hielt, wurde dadurch noch mehr in seinem Vorsatze bestärkt, den entworfenen Plan mit seinem dankbaren Wirthe auszuführen. Als Polyphem daher, berauscht durch den Wein, in einen festen Schlaf sank, nahm Ulysses den versteckten Pfahl, ließ ihn im Feuer etwas glühend werden, und stach dann damit dem Riesen sein Aug aus. Dieser erwachte und erhob ein fürchterliches Geschrey. Seine Nachbaren hörten das, liefen herbey, und fragten an der verriegelten Thüre: was ihm fehle? Ach! rief er, Niemand, Niemand will mich ermorden! Der ist nicht klug, sagten die Nachbarn, machten sich über den Schreyer lustig, und zogen dann in Frieden davon. Polyphem wüthete nun in der Höhle herum, konnte aber, da er nichts sah, keinen von seinen Gästen erhaschen. Früh Morgens

mußte er seine Heerde austreiben. Er öffnete die Thüre, stellte sich aber fest an sie und betastete die herausziehenden Thiere, damit nicht Ulysses mit seinen Gefährten entwische. Doch dieser überlistete ihn. Er hieng sich mit seinen Begleitern unten an die Bäuche einiger tüchtigen Widder und so entkamen alle glücklich. — —

Das

neue Jahrhundert.

Ein kleines Schauspiel
in einem Aufzuge.

* * *

Anmerkung. Um eine Anspielung am Ende dieses Schauspieles verständlich zu finden, ist es vielleicht nöthig, zu wissen, daß es am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts in Schnepfenthal von dasigen Zöglingen zu ihrer Belustigung aufgeführt worden ist.

Personen:

Stilling, ein Edelmann; lebt inkognito in einem Dorfe.

Fritz, von 16 Jahren, Ernst, von 9 Jahren, Wilhelm, von 7 Jahren – seine Kinder.

Theodor, ein Reisender, aus Surinam.

General Kühnberg.

General Klaudius.

Eduard, William, Karl, Franz, Peter – Kameraden der Stillingschen Kinder.

Johann, Stillings Bedienter.

Caspar, Melchior, Balthasar – stellen die heil. 3 Könige vor.

Erster Auftritt.

(Stube in Stillings Hause; in der Mitte ein Tisch; auf diesem ein Schachbret.)

Stilling und Theodor.

Stilling. (im Hereintreten.) Wenn es Ihnen gefällig ist, so können wir jetzt das Spiel endigen.

Theodor. Gut!

(Beyde setzen sich.)

Stilling. Sie sind am Zuge.

Theodor (reicht Stillingen eine Prise Tabak.) Vorerst einen Surinamer.

Stilling. Er schmeckt trefflich. — Sie hätten recht viel davon mitbringen sollen.

Theodor. Das wäre geschehen, hätt' ich gewußt, daß er in Deutschland so vielen Beyfall finden würde. (er macht einen Gang.)

Stilling. Ich errathe Ihren Plan, lieber Freund! — Der Gang war zu meinem Vortheile. Dieser Bauer ist verloren, und dazu Schach dem König!

Theodor. (den Kopf schüttelnd.) Quidquid agis, prudenter agas & respice finem *). Ich hätte freylich dieß vorher bedenken und vorbauen sollen. —

*) Was du thust, das thue recht, und bedenke das Ende.

Nun ists zu zu spät. — Wenn die Rathsherren vom Rathhause kommen, sollen sie immer klüger seyn.

Stilling. Der Springer ist verloren. — Beyläufig gesagt, spricht man in Surinam auch lateinisch? —

Theodor. In Paramaribo wenigstens.

Stilling. Noch drey Gänge lasse ich Sie thun; mehr aber nicht.

Theodor. Ich sehe wohl, das Spiel ist verloren. (er geht.)

Stilling. So! — Und nun: Matt! (Beyde stehen auf.)

Theodor. Ich erkenne Ihre Ueberlegenheit.

Stilling. Bitte — nur Mangel an Uebung bey Ihnen verschaffte mir einige Vortheile. In Surinam bekümmerten Sie Sich wohl wenig um das Schachspiel.

Theodor. Es sind schon einige Jahre, daß mir keines zu Gesichte gekommen ist.

Stilling. Vor etwa fünf, sechs Jahren war es mein Lieblingsspiel.

Theodor. Und meines vor ungefähr zwanzig Jahren. — O der seligen Tage, wo ich es in Deutschland mit meinem Vater spielte! Ich erinnere mich an diese Zeit meines Lebens mit Wehmuth und Entzücken.

Stilling. Mit Wehmuth? — Vielleicht mit süsser Wehmuth. — Bey mir erregt der Anblick dieses Spiels immer bittern Schmerz.

Theodor. Werden Sie vielleicht dabey an unangenehme Vorfälle des Lebens erinnert?

Stilling. An die angenehmsten und unangenehmsten zugleich. — Ich darf mich wohl darüber näher erklären. — Sie halten mich vielleicht für einen glücklichen Vater. — Das bin ich nicht. —

Theodor. Nun? — —

Stilling. Ich traure schon lange um einen verlornen Sohn. — Es sind nun bald sechs Jahre, daß er mich verließ, und seit dieser Zeit habe ich von ihm nichts vernommen.

Theodor. Armer Vater! —

Stilling. Auf ihn habe ich immer die meiste Hoffnung gebaut. Die Natur hatte ihn mit schönen Anlagen ausgestattet. Ich ließ mir ihre Ausbildung recht angelegen seyn, und hatte die Freude, zu sehen, daß Eduard in so mancherley Wissenschaften bedeutende Fortschritte machte. —

Theodor. Und dieser Sohn —

Stilling. Dieser konnte seine Pflichten so sehr vergessen? wollen Sie sagen. Ach, lieber Freund, welcher Verirrungen sind nicht die talentvollsten Menschen fähig, wenn sich Ihr Herz mit dem Verstande nicht im Gleichgewichte befindet, wenn ihre Vernunft nicht Meister ihrer verderblichen Leidenschaften ist? —

Theodor. Sehr wahr, lieber Freund, leider! sehr wahr! —

Stilling. Bey seinem trefflichen Kopfe hatte Eduard zugleich einen unbändigen Ehrgeitz, der man-

che unangenehme Auftritte veranlaßte; sein rasches, hitziges Wesen beunruhigte mich oft; ich ahndete davon nichts gutes; leider! ist diese Ahndung eingetroffen! — Ich unterhielt mich mit ihm häufig mit dem Schachspiele, das er von mir erlernte, und bald besser verstand als ich. Als waren angenehme Abende, die uns bey diesem Spiele verfloßen. — Ach! daß eben dieses Spiel die Veranlassung zu meinem jetzigen Kummer werden mußte. — —

Theodor. Nun? — —

Stilling. Hören Sie nur. Sein jüngerer Bruder, Fritz, der eine etwas zu starke Dosis von Reitzbarkeit und Empfindlichkeit hat, spielte oft mit ihm Schach, wobey es denn bisweilen zu Wortwechseln, ja dann und wann zu heftigen Streitigkeiten kam. Das wollte mir nicht in den Kopf. — Ich gebot Frieden — allein mein Gebot wirkte nicht lange. Eines Tages gerathen die zwey Brüder beym Schachspiele in eine hitzige Fehde, wobey es nicht bey Worten bleibt. Fritz läßt seiner Zunge zu freyen Lauf, und Eduard antwortet — mit der geballten Faust. Ich komme dazu. Der Anblick der kampfsüchtigen Brüder bringt mein Blut in Wallung; ich bestrafe beyde hart, und kündige zugleich Eduarden, als dem wahrscheinlichen Urheber des Streites an, daß ich ihn, seines Vergehens wegen, auf ein Jahr von mir entfernen wolle. Dieß geschieht. Ich thue Eduarden in das nächste Städtchen. In einem halben Jahre höre ich, daß sein Wirth ihn zu strenge

behandelt, und daß er sich daher aus dem Städtchen heimlich fortgemacht habe. Seitdem habe ich, trotz meiner Nachforschungen, nichts weiter von ihm erfahren können. — Seine Abwesenheit, sein hartnäckiges Stillschweigen hat mir schon manche schlaflose Nacht, manchen kummervollen Tag verursacht. O wie können doch Kinder das Leben ihrer Eltern verbittern! —

Theodor. Wenn das die Kinder bedächten! — —

Stilling. Wenn ich nur wüßte, was aus ihm geworden wäre; wenn ich wüßte, daß sich sein aufbrausendes Wesen gemildert hätte, und daß er jetzt ein nützlicher, braver Mensch wäre — lieber Freund! wenn ich das wüßte, o dann würd' ich mich trösten, und der Leiden vergessen, die jetzt das Andenken an ihn allezeit bey mir erneuert.

Theodor. Bester Herr Stilling! Ihr Unglück — denn das ist der erzählte Vorfall — geht mir zu Herzen; Sie haben gerechte Ursache zu Betrübniß und Schmerz. Doch trösten Sie sich; Sie sind nicht der einzige, der solche Leiden duldet; wie mancher Vater mag noch unglücklicher seyn. —

Stilling. Noch unglücklicher? — Lieber Freund! — —

Theodor. Sie sind noch immer nicht so unglücklich wie ich. — —

Stilling. Wie Sie, Theodor? wie Sie? — wie Sie?

Theodor. Wie ich, bester Stilling, wie ich! — Auch ich klage um einen verlornen Sohn, den einzigen, den mir der Himmel gab. Acht Jahre sind es nun, daß er durch Leichtsinn getrieben, mich verließ; — wo er hingekommen — wo er jetzt sey — das weiß der Himmel. — (Stillingen zutraulich bey der Hand fassend) Sie haben noch mehr Kinder, Stilling! Sie haben gute Kinder, Sie können sich trösten. (bewegt) Ich hatte den einzigen Sohn; er hat mich verlassen, und ich habe — — keinen mehr.

Stilling. O so sind wir beyde unglücklich!

Theodor. Nur ich mehr als Sie.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelm.

Wilhelm. (freudig.) Vater! Vater!

Stilling. Was gibts, Wilhelm? was bringst Du mir?

Wilhelm. Ich bringe Dir nichts, aber sagen will ich Dir was.

Stilling. Nun?

Wilhelm. Wir haben Besuch bekommen.

Stilling. Wen zählst du zu diesem Wir.

Wilhelm. Ich meyne, Ernst und ich haben Besuch bekommen.

Stilling. Und von wem?

Wilhelm. Von Karl, William, Eduard und Franz.

Stilling. Nun, so unterhaltet Euch gut; seyd hübsch verträglich. —

Wilhelm. Lieber Vater, könnten wir nicht in diese Stube kommen? der Tisch hier schickt sich sehr gut zu dem Spiele, das wir vornehmen wollen.

Stilling. I nun, so rufe Deine Kameraden herbey; wir wollen Euch wohl Platz machen.

Wilhelm. (freudig) Schön! schön! (er hüpft zu einer Seitenthüre und ruft:) Ernst! Karl! William! Eduard! Franz! herein! herein! der Vater erlaubts!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ernst Karl, William, Eduard und Franz. (Alle verbeugen sich höflich gegen Stilling und Theodor; den letzten sehen alle, bis bis auf Wilhelm und Ernst, neugierig an.)

Stilling. Willkommen, ihr kleinen Männer, willkommen!

Wilhelm (zu seinen Kameraden). Seht, dieser Tisch ists. Der ist gewiß scharmant zum Spiele. (Alle geben stummen Beyfall.)

Ernst. (etwas heimlich.) Seht, das ist der Mann aus Surinam.

Theodor. Das sind alles gute Freunde von Euch, Wilhelm und Ernst?

Ernst. Alles. — Höre, lieber Mann aus Surinam, willst Du nicht unsern Kameraden auch die schönen Sachen zeigen, die Du mitgebracht hast?

Theodor. Ey warum denn nicht. (er entfernt sich in ein Nebenzimmer; die Kinder klatschen freudig in die Hände.)

Wilhelm. Ihr sollt die Schönheiten sehn!

Ernst. Die Pracht! —

Theodor (kommt mit einem Kästchen zurück.) Nun, seht her!

Kinder. Ach! schön! prächtig!

Theodor (giebt jedem etwas; jedes dankt dafür.) Damit Ihr zuweilen an den Mann aus Surinam denkt.

Karl. Sie bleiben doch wohl noch recht lange hier?

William. O, wenigstens ein Paar Jahre, nicht wahr?

Theodor. Nein, ihr kleinen Männer, das geht nicht an.

Eduard. Also doch wohl noch ein halbes Jahr?

Theodor. Keinen halben Tag mehr. (Wilhelm und Ernst sehen ihn etwas stutzig an.)

Ernst. Keinen halben Tag mehr?

Wilhelm. Ach, Du spassest; nicht wahr?

Theodor. Nein, Kinder, es ist mein ganzer Ernst. Ich bin nun schon einige Tage bey Eurem guten Vater. Meine Unpäßlichkeit ist vorüber, und ich reise daher morgen mit dem frühesten weiter.

Wilhelm (Theodor bey der Hand fassend.) Ach, bleibe doch noch länger bey uns!

Ernst. Ja, ja, wir haben Dich alle recht lieb. Bleibe bey uns.

Theodor. O, ihr lieben Kinder, das seh' ich wohl, daß Ihr mich lieb habt. Aber ich kann wohl schwerlich länger bey Euch bleiben.

Stilling. Vielleicht läßt sich Herr Theodor doch noch bereden, seine Abreise aufzuschieben. — Spielt nun jetzt, Kinder, ich will indeß mit unserm braven Gaste in ein anderes Zimmer gehen. (Theodor und Stilling gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, außer Theodor und Stilling. (Etwas später kommt auch Peter, ein lustiger Knabe von leichtem Sinne hinzu.)

William. Das ist ein guter Mann, der Mann aus Surinam. Mir hat er ein allerliebstes Schneckchen geschenkt.

Eduard. Mir auch; sieh' nur, sieh'!

Karl. Auch mein Schneckchen ist hübsch; wie es glänzt!

William. Nun, dächt' ich, packten wir unsre Armeen aus.

Karl. Das wollen wir thun.

Eduard. Franz, so mache doch hin; stelle deine Reiterey in Ordnung.

Franz. Das soll gleich geschehen! (er öffnet eine Schachtel voll Bleysoldaten.)

William. Heut hat uns unser Vater viel von dem vergangenen Jahrhundert erzählt.

Karl. Ey ja; von den Erfindungen, die darin sind gemacht worden. Die Menschen haben wirklich recht viel in diesem Jahrhundert erfunden.

Peter. (kräht, ehe er noch hereintritt, und im Hereintreten wie ein Hahn.) Kickricki! kickricki! kickricki! G'horsamer Diener! g'horsamer Diener!

William. Haha! da kommt ja auch unser Peter, der Spaßvogel!

Peter. Nun, Kameraden! was giebts? Gratuliere, gratuliere zum neuen Jahrhundert! Heut müssen wir recht lustig seyn! juchhei! (er hüpft in die Höh') Kickricki! kickricki!

Karl. Du bist ja ein zweyter Suwarow! *) fängst das neunzehnte Jahrhundert recht lustig an.

Peter. Semper lustig! nunquam traurig! — Wer wollte sich mit Grillen plagen! juchhei! — Aber was habt Ihr denn vor?

William. Das sollst Du gleich sehn; — wir wollen Schlachten liefern.

Peter. Huhuhu! Schlachten liefern? Wird Blut fließen? (guckt unter den Tisch.) Ey, was steht denn da?

*) Von dem bekannten Rußischen General Suwarow wird erzählt, er habe im Lager oft wie ein Hahn gekräht, und dieß sey zuweilen für die Armee das Signal zum Aufbruche, zu einer Schlacht gewesen.

Karl. Rühre nur nichts an, du könntest leicht etwas daran verderben. Es ist ein Schachbret.

Peter. Hurra! nur frisch drauf los; damit die Armeen bald manövriren. Ist Bonaparte auch darunter? — He, Wilhelm! Deine Truppen stehn nicht gut! Eduard, die Linie ist nicht grad'! Wart' William, ich will Dir helfen. Du verstehst's nicht recht.

William. Petrus! Petrus! Du bist zu geschäftig! — stecke doch dein Näschen nicht überall hin; das ist nicht fein.

Peter (verdrießlich.) Darf man Euch doch aber auch gar nichts sagen. (er lümmelt sich hin, und sieht zu.)

Wilhelm. Meine Soldaten stehn in Reih' und Glied.

Eduard. Meine stehn in Schlachtordnung.

Ernst. Bey meinen fehlt noch der Flügelmann.

Franz. So! — nun sind sie fix und fertig.

William. Meine Truppen erwarten die Schlacht.

Karl. Meine sind schlagfertig.

(Alle sind fertig; sie theilen sich in zwey Partheyen, und schießen mit Marmorkugeln nach den aufgestellten Bleysoldaten.)

Wilhelm. Paff!

William. Puff!

Ernst. Pah!

Franz. Puh!

Eduard. Burr! — —

William. Hörst Du, Eduard, Du hast Deine Kugel zu sehr vorgelegt.

Eduard. Nicht wahr.

William. Wohl ists wahr; sieh', bis hierher hast Du sie gelegt.

Eduard. Ey, William.

William. Leugne es nur nicht.

Eduard. Du willst schon wieder zanken.

Wilhelm. I so seyd doch still; Ihr werdet Euch doch nicht am Anfange des neuen Jahrhunderts zanken.

William. Er soll nur nicht die Kugel zu weit vorlegen.

Eduard (drohend.) Das hab' ich nicht gethan. Höre, William, wenn Du nicht still bist — —

William. Nun? — Du wirst mich doch nicht nach Spandau, oder nach Magdeburg ins Gefängniß schicken, worin der Freyherr von der Trenk logierte? —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Stilling.

Stilling (im Hereintreten.) Ich glaube gar, Ihr seyd in Streit gerathen, Kinder! (William und Eduard blicken beschämt zur Erde; die andern sehen Herrn Stilling mit frohem Bewußtseyn ins Gesicht.) William! Eduard! es hat sicher unter Euch etwas gegeben? — Nein, lieben Kinder, streitsüchtig müßt Ihr nicht seyn. Seyd Ihr doch Brü-

der. O wie schön ist es, wenn unter Brüdern Liebe und Einigkeit herrscht; wie häßlich hingegen, wenn sie gegen einander wie Hund und Katze, oder wie Schätzchen und Mätzchen in Conrad Kiefers Lesebuch gesinnt sind. Gebt Euch die Hände, Kinder, gebt Euch die Hände. Es ist ein neues Jahrhundert angegangen. Ihr müßt darin gute Kinder seyn; immer besser zu werden trachten. (William und Eduard geben sich die Hände.) So, lieben Kinder. Seht, hier will ich jedem ein schönes Bild zum neuen Jahrhundert schenken. (jeder dankt.) Nun könnt Ihr, lieben Kinder, in das andere Zimmer gehn; Herr Toni wartet dort auf Euch; er will mit Euch ein wenig Schlitten fahren.

Alle. Bravo! bravo! bravissime!

Peter. Juchhei! Kickricki! kickricki!

Alle. Adjeu! adjeu! (sie hüpfen fort.)

Sechster Auftritt.

Stilling allein. Am Ende auch Johann.

Stilling. Es ist ein edler Mann, der Surinamer; ich hab' ihn recht lieb gewonnen. — Wir paßten so ganz zusammen. — Gemeinschaftliche Unfälle verbinden innig unsre Herzen. (kleine Pause.) Sonderbar genug, daß unsre Schicksale so viele Aehnlichkeit haben! — Auch er lebt von einem Bruder, mit dem er sich in seiner Jugend nicht vertragen konnte, entfernt. — Doch nun wird er bald diesen Bruder in die Arme schliessen, wenn ihn nicht

schon der Tod in die Arme geschlossen hat. Aber ich — ich — (wehmüthig) o was gäbe ich darum, wenn auch ich meinen Bruder auf diesem Planeten noch Einmal umarmen, ihn brüderlich um Verzeihung bitten könnte, daß ich ihn zuweilen beleidigt habe. — Doch dieser Wunsch geht wohl schwerlich je in Erfüllung. Meinen Bruder hat wohl bereits der Tod hingerafft. — (bewegt) Nun, wenn nur Eduard — Eduard, mein Sohn — wenn nur der noch lebte, und als ein rechtschaffener Mann lebte! o wie beruhigt wär' ich dann. Ach, mit welcher innigen Freudigkeit würde ich den Anfang des wichtigen neuen Jahrhunderts feyern! — Nun, ich will wenigstens heute auf seine Gesundheit ein Glas leeren. — Wenn nur Fritz bald da wäre; der bleibt mir viel zu lange aus; ich will hoffen, daß ihm kein Unglück zugestoßen ist. (er klingelt.)

Johann (tritt herein.) Was befehlen Sie?

Stilling. Mein Sohn ist wohl noch nicht zurückgekommen?

Johann. Bis jetzt noch nicht. Es wundert mich, daß der junge Herr so lange ausbleibt. Der Fuchs geht doch rasch; er hätte schon zehnmal wieder hier seyn können.

Stilling. Die Sache kommt mir etwas verdächtig vor.

Johann. Da seyn Sie ohne Sorgen. Um den jungen Herrn ist mir nicht bange; der sitzt Ihnen auf dem Fuchs wie angenagelt, und der Fuchs

parirt

parirt ihm, wie dem berühmten Alexander der rasche — — Purzelfuß!

Stilling. Hahaha! Purzelfuß! — Bucephalus willst Du sagen, Johann! Bucephalus.

Johann. Ja, ja, Bucephalus. Der Name klingt mir so fremd, daß ich ihn niemals recht behalten kann.

Stilling. Nun, Johann, wie stehts um Dein Herz am Anfang des neuen Jahrhunderts?

Johann. Gott sey Lob und Dank! recht gut. In meinem Gewissen wurmt mir nichts.

Stilling. Aber sehnst Du Dich nicht stark in unser Vaterland zurück?

Johann. Da müßt' ich nicht bey Ihnen seyn. Vaterland ist freylich Vaterland; aber wenn man sich bey einem so guten Herrn befindet, wie Sie sind, da müßte man sich, denk' ich, auch in der Hölle wohl befinden.

Stilling. Schmeichle nicht, Johann!

Johann. Ich schmeicheln, bester Herr Stilling? Nein, ich schmeichle nicht — ich rede die Wahrheit, ich rede wie mirs ums Herz ist.

Stilling. Schweige, guter Johann. Ich kenne Deine Liebe zu mir; aber zugleich auch Deine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Nun gedulde

Dich nur, es wird auch einmal die Zeit kommen, wo wir in unsre Heimath zurückkehren. Vielleicht, daß bald der ersehnte Friede geschlossen wird; dann treten wir unverzüglich unsre Rückreise an. Jetzt, bey dem Kriegsgetümmel, würden wir uns großen Gefahren aussetzen. — Noch Eines, Johann! Du läßt dich gegen den fremden Herrn aus Surinam nicht merken, daß dieser Ort nicht mein Geburtsort sey; er soll es nicht wissen, woher wir eigentlich sind. Verstehst Du?

Johann. Schon recht. (er sieht zum Fenster hinaus.) Ah! da kommt ja der junge Herr geritten. Ich muß hinaus, ihm zu helfen. (er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Stilling allein. Bald darauf Fritz. Dazwischen Johann.

Stilling. Eine treue Seele! — Ich habe den ehrlichen Kerl lieb wie mein Kind. — Er ist also wieder da.

Fritz. (tritt hastig ins Zimmer, umarmt und küßt den Vater.) Da bin ich wieder, bester Vater!

Stilling. Es ist auch Zeit, mein Sohn, daß Du wieder da bist. Ich war sehr besorgt um Dich. Wo bliebst Du so lange?

Fritz. Guter Vater! das dacht' ich gleich. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen Sorge gemacht ha-

be. Aber konnt' ich wohl früher eintreffen? — Schon war der halbe Rückweg gemacht, als ich auf einen Wagen stieß, der eingebrochen war. Der arme Mann, der auf demselben zwey Frauenzimmer fuhr, konnt' ihn nicht aus der Stelle bringen. Ich hielt es für meine Pflicht, ihm beyzustehen. Ich spannte mein Pferd vor, half den Wagen heben, und es gelang uns endlich nach zweystündiger mühevoller Arbeit, ihn aus dem gefrornen Moraste, in den er versunken war, zu befreyen. Dieß ist die Ursache meiner verspäteten Rückkunft.

Stilling. Du hast ein gutes Werk gethan, mein Sohn! Ich wünsche beym Anfange des neuen Jahrhunderts, daß Du bey jeder Gelegenheit männlich Deine Pflicht thun mögest; wichtigeres kann ich Dir zum neuen Säculum nicht wünschen.

Fritz. Ich werde mich allezeit bestreben, in Ihre Fußstapfen zu treten, bester Vater! O könnt' ich Ihnen nur das Leben recht angenehm machen.

Stilling (ihn bey der Hand fassend.) Du kannst es, mein Sohn, Du kannst es.

Fritz. Eines, guter Vater, liegt mir schwer auf dem Herzen.

Stilling. Und worin besteht dieß Eine?

Fritz. Ach, Gott! bin ich nicht zum Theil Schuld, daß Eduard jetzt in der weiten Welt um-

verirrt. Meine zu große Empfindlichkeit hat seine Entfernung veranlaßt. O wie oft habe ich schon Thränen darüber vergossen. Aber sie helfen zu nichts. — Er ist weg — wir sehen ihn vielleicht nie wieder. (Stilling steht bewegt da; nach einer Pause.) O Gott! wie würd' ich ihn jetzt, da ich mehr zu Vernunft gekommen bin, mit Liebe umfassen; wie würd' ich ihm nachgeben, seine Freundschaft zu gewinnen suchen, seine Schwachheiten mit Gedult tragen, und in dem Genuß reiner Bruderliebe einen wichtigen Theil meiner Glückseligkeit suchen.

Stilling. (Fritzen an seine Brust drückend.) Lieber Junge! tröste dich! Vielleicht bringt uns der Himmel mit Eduarden einmal wieder zusammen.

Fritz (mit Affect.) O wenn dieß geschähe! — Vater, ich versprech' es bey allem, was heilig ist, bey dem Andenken an meine verklärte Mutter, am Anfange eines neuen Jahrhunderts versprech' ich es, wenn Eduard wieder unser würde, dann sollte nie Leichtsinn, Empfindlichkeit, Mißgunst, noch sonst etwas, unsre brüderliche Eintracht und Liebe stören; unser Leben sollte uns in Freundschaft und Frieden dahin fließen, und — —

Stilling. Der Himmel segne Deine Entschlüsse, mein Sohn! (er klingelt.)

Johann (tritt herein.) Was befehlen Sie?

Stilling. Räume uns, Johann, diese Spielereyen vom Tische. — Kannst uns auch eine Bouteille Wein herauf bringen; von dem Rüdesheimer; nimm von den Bouteillen, die ganz hinten zur Rechten stehen (Johann geht; Stilling ruft ihm nach.) He, Johann! sage dem Herrn aus Surinam, daß ich ihn erwarte.

Fritz. In der Stadt begeht man den Anfang des neuen Jahrhunderts sehr feyerlich.

Stilling. Nun, hast Du irgend einer Feyerlichkeit beygewohnt.

Fritz. Ich habe mich größtentheils mit dem Herrn Doctor Reinert unterhalten. Wir sprachen von den Erfindungen des verflossenen 18ten Jahrhunderts; besonders von der Erfindung des Luftballons.

Stilling. Diese Erfindung gereicht dem vergangenen Jahrhundert allerdings zu großer Ehre. Wenn man bedenkt, daß vor ein Paar hundert Jahren selbst große Physiker es für etwas unmögliches hielten, in der Luft herumzusegeln: so muß man sich in der That über den Erfindungsgeist des Menschen herzinniglich freuen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Theodor.

Theodor. (zu Fritz.) Nun, da haben wir

Sie ja wieder, lieber Freund! Alles glücklich abgelaufen?

Fritz. Recht glücklich.

Stilling. Wir sprechen eben von der herrlichen Erfindung des Luftballons. In Amerika haben Sie wohl wenig von den Versuchen gehört, die in der alten Welt damit gemacht worden sind. Blanchard hat verzweifelt viel damit gewagt; und ein neuer französischer Luftsegler, Garnerin, wird ihm wenig nachgeben, wenn er ihn nicht übertrifft. — Wenn ich nur gleich das Buch bey der Hand hätte, worin einige Nachrichten von ihm selbst über eine von seinen Luftreisen, die er mit einem jungen Frauenzimmer gemacht hat, enthalten sind.

Theodor. Nun, die möcht' ich doch auch hören.

Stilling. Das Buch muß wohl in der andern Stube liegen. — Ich komme gleich. (Er entfernt sich, kommt aber gleich mit einem Buche wieder.) Nun hören Sie einmal. — Doch Fritz kann es uns ja vorlesen.

Fritz (liest.) „Diese Luftreise ward am 10ten „Juli 1798 mit einem jungen Frauenzimmer, der „Bürgerin Henry, gemacht, welche die erste ih„res Geschlechtes war, die ein solches Wagestück

„bestand. Der Senior der Astronomen, La Lan„de, führte sie an den Ballon, und hob sie in „die Gondel. Als die Probe-Ballons in die Hö„he gestiegen waren, und der Versuch mit dem „Fallschirme gemacht worden war, gab ihr La Lan„de die Hand, und der Ballon stieg im Park von „Mousseaux auf. Ihre ruhige, unerschrockene „Fassung, sagt Garnerin, wurde von den Zu„schauern bewundert, und machte mir selbst Muth; „sie schlug einige geistige Getränke aus, die ihr „angeboten wurden. Endlich verließ La Lande „mit meinem Bruder das Luftschiff, und wir ho„ben uns unter dem Beyfallklatschen der Zuschauer „in die Höhe. Die Maschine drehte sich im Auf„steigen einigemale um ihre Achse. So wie sich das „Gebäude des Himmels unsern Augen enthüllte, be„obachtete ich meine liebenswürdige Begleiterin. Er„staunen und Bewunderung schien ihre ganze Seele „auszufüllen. In der That läßt sich nichts an„genehmeres denken, als die Empfindung, die „man beym Aufsteigen in einem Luftschiffe hat. „Es ist unmöglich, diesem unaussprechlichen Zau„ber zu widerstehen. Alle Verrichtungen der Seele „werden von diesem reitzenden, majestätischen Schau„spiele gleichsam aufgehoben und in Bewunderung „aufgelößt. Bald verdunkelte sich alles um uns „her. Wir flogen durch dichte Dünste, und er„hoben uns über die Wolken. So schön das Schau„spiel war, das wir eben aus den Augen verloren

„hatten, so schrecklich war dasjenige, was sich „nun unsern Blicken darstellte. Man stelle sich „zwey Wesen vor, über einem wüthenden Meere „schwebend, dessen ungeheure Wogen sich stossen „und brechen, und wo man nichts sieht, als die „schrecklichsten Abgründe, so wird man doch erst „ein schwaches Bild von unsrer Lage haben. Mei„ne muthige Begleiterin erschrack nicht darüber. „Wir hatten damals eine Höhe von ungefähr 4800 „Fuß erreicht. Mit ihrer Bewilligung stiegen wir „noch 3690 Fuß höher über die Wolken, welche „uns zuweilen, durch ihre Zwischenräume, die Er„de erblicken ließen. Nach den Barometrischen Be„obachtungen, welche ich machte, und die der Bür„ger La Lande nachher berechnete, haben wir „uns zu einer Höhe von 8760 Fuß erhoben."

Theodor. Das ist erstaunlich!

Fritz. (liest weiter.) „Diese große Höhe „konnten wir nicht ohne viele Unannehmlichkeiten, „die von der Luftverdünnung herrührte, erreichen. „Diese verursachte uns unter andern ein sehr un„angenehmes Ohrensausen. Wir kamen in Luft„ströme, wodurch unsre Maschine in ein solches „Schwanken gerieth, wie ein Schiff auf hoher See. „Dieß erregte mir Uebelkeiten, und machte mich „bange für meine junge Begleiterin. Ich fragte „sie, wie sie sich befände? Sie antwortete: sehr „wohl; und fieng an zu singen."

Theodor. Viel Muth oder, vielleicht besser, viel Leichtsinn!

Fritz (liest weiter.) „Unsre Lage war indes„sen nicht beruhigend; denn unsre Maschine schwank„te sehr, und drehte sich sehr schnell um. Meine „Uebelkeit vermehrte sich. Endlich wurde mir so „übel, daß ich beynahe ohnmächtig ward. Ich „nahm einige Tropfen Köllnischen Wassers zu mir, „und benutzte die noch übrige Besinnung, um die „Klappe des Luftballons zu öffnen. Nun sanken „wir ziemlich schnell herunter. Nahe bey der Erde „warf ich einen Anker, den ich bey mir hatte, und „wir stiegen in der Ebene von Dügny bey Bour„get aus. Wir wurden von den Einwohnern sehr „gut empfangen; der Municipalagent fragte nach „unsern Pässen, und wir hatten viele Mühe, ihn „zu verständigen. Die junge Luftschifferin war 21 „Jahr alt. Ihr Beyspiel wirkte so sehr auf die Ei„telkeit der Pariserinnen, daß mehrere die Reise „mitmachen wollten. Ein Mädchen von 17 Jah„ren hatte sich in die Gondel gesetzt, und verließ „sie mit Thränen in den Augen."

(Während Fritz vorlas, hatte Johann eine Bouteille Wein und Gläser gebracht. Stilling schenkt ein.)

Stilling. Nun, den Erfindern des Luftballons, den Brüdern Stephan und Joseph Montgolfiers zu Ehren! (sie stoßen an und trinken.) Von Blanchard muß ich Ihnen bey dieser Gelegenheit

doch noch etwas erzählen. Im Jahre 1785 war es, so stieg er mit einem Amerikanischen Doctor in England in einem Luftball in die Höhe, und — bedenken Sie — in dritthalb Stunden war er in — Frankreich. —

Theodor. Das ist viel, sehr viel!

Stilling. Den Luftballonen haben die Franzosen einige Siege zu verdanken; denn vermittelst derselben spionirten sie die Stellung der feindlichen Armeen aus; vergebens donnerten die Oestreicher ganze Batterien von Kanonen auf sie los; die Kugeln trafen nicht.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Ernst.

Ernst. Wir sind wieder da, Vater!

Stilling. Ihr kommt wie gerufen. Nun wie ists gegangen?

Ernst. O recht gut. Die Bahn war spiegelglatt.—

Stilling. Wie oft bist Du hinabgepurzelt?

Ernst. Kein einzigesmal. — Hüten! —

Stilling. Wie sprichst Du nur wieder, mein Kind. Haben Sie ihn verstanden, Herr Theodor?

Theodor. Nicht so ganz.

Stilling. Siehst Du. Sprich doch so, daß Dich jedermann verstehen kann. Dein Schlitten ist doch noch ganz?

Ernst. Ja wohl! Frohheit! —

Stilling. Ey, mit deiner Frohheit! Wie froh wär' ich, wenn Du etwas besser sprächst *).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Wilhelm.

Wilhelm. Da bin ich wieder, lieber Vater!

Stilling. Nun, wie hast Du Dich unterhalten, mein Kind?

Wilhelm. Recht wohl. Es war vortreflich! ungeheuer schön war es!

Stilling. Daß Dich! — Auch Du, Wilhelm, sprichst so kauderwelsch! Schön und ungeheuer, wie paßt dieß zusammen? — Hört, lieben Kinder, ich dächte, ihr nähmt Euch beym Anfange des neuen Jahrhunderts vor, auch auf Eure Sprache mehr Acht zu geben; sprecht mir rein und verständig, und unterscheidet Euch auch dadurch von dem gemeinen, rohen Pöbel. Es ist, wahrlich! eine Schande, etwas vorzubringen, worin kein ver-

*) Die liebe Jugend ist sehr geneigt, in ihre Sprache ungewöhnliche, oft ganz un- und widersinnige Ausdrücke aufzunehmen und sie, als Lieblingswörter, häufig zu gebrauchen; was eben nicht fein ist. Die hier gebrauchten Ausdrücke: hüten und Frohheit gehören auch in diese Classe. Der Leser wird vielleicht im Stande seyn, statt derselben andere Worte zu setzen, die in seinem Kreise üblich sind.

ständiger Mensch einen Sinn entdeckt. — Hier — ein Tröpfchen Wein; trinkt es auf das Wohl des neuen Jahrhunderts.

Ernst. Vater, Du sollst lange leben! (er trinkt.)

Stilling. Und mein Ernst daneben.

Wilhelm. Du sollst im neuen Jahrhundert immer froh seyn. (trinkt.)

Stilling. Und du, mein Sohn! immer brav und gut.

Wilhelm. Höre, Vater, Du hast uns doch versprochen, uns heute zu erlauben, den alten Max zu besuchen, und dem armen Manne ein kleines Geschenk zu bringen.

Ernst. Ja, Vater; wär' es nicht gut, wenn wir jetzt hingiengen?

Stilling. Nun so geht hin. Hier (er nimmt ein Geldstück aus dem Beutel) bringt ihm auch etwas von mir zum neuen Jahre. Der brave Max verdient's.

(Die Kinder verbeugen sich, und springen davon.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen, außer Wilhelm und Ernst.

Theodor. (zu Fritz.) Bringen Sie keine Kriegs-Neuigkeiten mit?

(Johann tritt in die Stube, und überreicht Stillingen ein Paket Zeitungen; er entfernt sich sogleich wieder.)

Stilling. Nun, es ist Zeit, daß wir einmal wieder was zu lesen bekommen. Hab' ich doch seit vierzehn Tagen kein Zeitungsblatt gesehen! Es verlangt mich, zu wissen, wie es mit dem General Kühnberg steht. — Das ist ganz mein Mann! Ein kühner, tapfrer Krieger, und dabey ein edler Mensch.

Theodor. Das ist das rechte.

Stilling. Setzen Sie Sich, lieber Freund! ich will vorlesen. (Es setzen sich alle.) Ah, da seh' ich gleich den Namen Kühnberg. Nun, wollen sehen, was es giebt. (er liest.)

„Es verbreitet sich hier das Gerücht, daß General Kühnberg in einer blutigen Affaire, in der Nähe von Tyrol, gefangen worden seye." (bestürzt.) Unmöglich! — es wäre ewig Schade! — Kühnberg gefangen! General Kühnberg, der wackre, kühne Kühnberg gefangen?! Das wäre traurig. Ich habe immer gehofft, Kühnbergs Siege sollten uns bald den Frieden verschaffen. (er liest weiter.)

„Nach einer andern Nachricht soll Kühnberg in großer Gefahr geschwebt haben, in feindliche Gefangenschaft zu gerathen; allein, er entgieng glücklich dieser Gefahr."

Nun, dem Himmel sey Dank! war ich doch des Ehrenmannes wegen in größter Angst. (liest.)

„General Klaudius soll eine feindliche Kolonne total geschlagen haben."

Das ist auch ein wackrer Feldherr. Er hat schon große Thaten gethan. Meiner Meinung nach sind Kühnberg und Klaudius jetzt die unternehmendsten und geschicktesten Generale bey unsrer Armee. — In diesem Blatte erblick' ich ihre Namen nicht mehr. (er nimmt das zweyte Blatt.) Ah! da steht etwas wichtiges.

„Die Geschichte mit General Kühnberg soll „sich, nach glaubwürdigen Nachrichten, so verhalten: Der General verirrte sich im Verfolgen des „Feindes von seinen Leuten. Er stieß auf einen „feindlichen Officier, dem einige Mann zur Seite „waren. Kühnberg sieht sich allein. Er läßt sich „mit dem feindlichen Officier in ein freundschaftliches Gespräch ein, und hält ihn dadurch einige „Minuten hin. Jetzt erscheinen mehrere von seinen „Leuten. „Sie sind mein Gefangener!" spricht er „zu dem Officier, und giebt Befehl, ihn zu umringen. Es entdeckt sich, daß dieser Officier einer „der feindlichen Hauptgenerale sey. — Kühnberg „nähert sich ihm, reicht ihm traulich die Hand, „und kündigt ihm seine Freyheit an."

Schön von Kühnberg! schön! das ist so ganz in seinem Karakter. — Was wird das dritte Blatt von ihm sagen? — — — Herrlich! herrlich! Theodor! Fritz! angestossen! angestossen! Kühnberg soll

leben! (er liest.) „Er hat dem Feind eine ent„scheidende Schlacht geliefert, den Sieg davon ge„tragen, und mit dem feindlichen Obergeneral auf „drey Monate einen Waffenstillstand geschlossen, „während dessen der Friede unterhandelt werden „soll." Es lebe Kühnberg! er lebe hoch! (sie stossen an und trinken.)

Theodor. Nun, dem Himmel sey Dank, daß endlich einmal dem unmenschlichen Morden Einhalt gethan wird. — Wann ist der Waffenstillstand geschlossen worden?

Stilling. Das steht wohl hier. — Es sind jetzt gerade sechzehn Tage. — Ha, was seh' ich! „Klaudius, der brave Klaudius, soll vieles zum „Siege unsrer Armee beygetragen haben." Es lebe General Klaudius! (sie stossen an.) Diese Ehrenmänner wünscht' ich doch einmal in meinem Leben von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Ernst. Gleich darauf Wilhelm.

Ernst. (zum Vater) Wir sind wieder da. Der Mann hat vor Freude geweint. Er läßt dir herzlich danken, und Dir ein glückliches neues Jahr wünschen.

Wilhelm. (tritt herein; etwas verstört) Vater! Vater!

Stilling. Nun, was ist?

Wilhelm. Es ist ein Mann angekommen. — —

Stilling. Weiter nichts?

Wilhelm. Du sollst ihn schon sehen, Vater, er sieht gar sonderbar aus.

Stilling. Wie sieht er denn aus?

Wilhelm. Er hat einen großen dreyeckigen Hut, und ist ganz in einen Mantel gehüllt; von seinem Gesichte kann man fast nichts sehen; seine Stimme ist heftig. — Doch — ach! da kommt er ja.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fremde (in einen Mantel gehüllt, tritt er hastig herein, mit einer stummen Verbeugung.)

Stilling. (geht dem Fremden entgegen) Wen hab' ich die Ehre, bey mir zu seh'n?

Der Fremde. Ich bin General Kühnberg.

Alle. (betroffen) General Kühnberg! (alle verbeugen sich ehrfurchtsvoll.)

Gen. Kühnberg. Man hat mir in Ihrem Hause mein Quartier angewiesen. Ich bin Ihnen doch nicht lästig?

Stilling. Es widerfährt mir große Ehre. Meine Hochachtung gegen Ew. Excellenz. — —

Gen.

Gen. Kühnberg. Ich bitte, geben Sie mir den einfachen Titel: General.

Stilling. Würdiger Mann! großer General! das Vaterland verdankt Ihnen so viel, und ich fühle in meiner Brust die reinste Ehrfurcht gegen Sie; wie sollte mir Ihre Gegenwart lästig seyn!

Gen. Kühnberg. (seinen Blick auf Stillings Kinder wendend) Das sind Ihre Kinder?

Stilling. Ja, Herr General!

Gen. Kühnberg. Mehr haben Sie deren nicht?

Stilling. (seufzt) Ach! — nein! — ja! — wie man es nimmt, Herr General.

Gen. Kühnberg. So? — ich glaube Sie zu verstehen.

Stilling. (im Tone des Vertrauens) Von einem Sohne, Herr General, auf den ich meine größte Hoffnung baute, weil er mich zu der größten Hoffnung berechtigte, weiß ich schon seit einigen Jahren nichts.

Gen. Kühnberg. So?

Stilling. Er macht mir vielen Kummer; doch lieb' ich ihn noch immer väterlich; wenn er nur edel und gut ist, denk' ich und tröste mich damit. Doch vielleicht trägt ihn die Erde nicht mehr.

Gen. Kühnberg. Wenn er denn aber doch noch lebte? — wenn er als ein brauchbarer Bür-

ger des Staates lebte? — wenn er unter mir in Diensten stånde?

Stilling. Herr General!

Die Kinder. Wie? unser Bruder Eduard?

Stilling. (bewegt) O wo ist mein Eduard? in Ihren Diensten, Herr General?

Gen. Kůhnberg. (wirft den Mantel ab, und stůrzt Stillingen in die Arme) In Ihren Armen, bester, liebster Vater!

Stilling. (sehr bewegt) Wie? mein Sohn? mein Eduard? (sieht ihn nåher an) Ja, er ists! er ists! — Mein Sohn! mein Sohn!

Fritz. (mit Heftigkeit) Gůtiger Himmel! Mein Bruder! Eduard, mein Bruder! (er sinkt ihm an die Brust; sie herzen und kůssen sich.)

Wilhelm und Ernst. (nåhern sich vergnůgt) Vater! ist's wirklich unser Bruder Eduard?

Stilling. (bewegt) Ja, Kinder, er ist's! er ist's!

Eduard. Ja, Ihr kleinen Brůder, ich bin Euer Bruder. (er umarmt und kůßt sie. Man drůckt seine Freude noch eine Zeitlang durch herzliche Umarmung aus.)

Fritz. (gerůhrt zu Eduard, dessen Hand er faßt) O Bruder! Verzeihung! Verzeihung! Ein Bruderzwist, zu dem meine große Empfindlichkeit Veranlassung gab, hat dich aus dem våterlichen Hause gebracht. Vergieb mir; ich habe es oft mit Thrå-

nen bereut. An dem heutigen frohen Tage des Wiedersehns, am Anfange eines neuen Jahrhunderts, verspreche ich Dir, die Eintracht und Liebe, die hinführo unter uns herrschen soll, niemals durch ein tadelhaftes Betragen von meiner Seite zu unterbrechen.

Eduard. (ihn umarmend) Lieber Bruder! laß uns das Vergangene vergessen. Die größte Schuld fällt auf mich. — — Ich bin in dieser frohen Stunde viel zu bewegt, als daß ich im Stande wäre, Euch mit allen meinen Schicksalen genauer bekannt zu machen. Für jetzt also nur so viel. Ich hatte alle Ursache, meine heimliche Entweichung zu bereuen. Große Angst verfolgte mich auf jedem meiner Schritte. Wohl hundert, wohl tausendmal wollte ich zu Ihnen, bester Vater, zurückkehren, und Sie, des Geschehenen wegen, fußfällig um Verzeihung bitten. Allein immer regte sich in mir ein geheimer Stolz, den ich keinesweges in Schutz nehmen will. Ich wollte nicht gedemüthigt zurückkehren; ich wollte durch gute Thaten meine Verirrung in Vergessenheit bringen, und wählte die militairische Laufbahn. Es ist mir hier geglückt, nicht nur bis zum Grade des Generals zu steigen, sondern auch dem Vaterlande manchen Dienst zu erweisen, viel Unheil zu verhüten, und mitten im Kriegsgewühle, so weit meine Kräften reichten, Gutes zu stiften.

Stilling. Lieber, theurer Sohn! der Himmel hat meine Wünsche erhört. Es ist aus Dir ein edler, guter Mann geworden. — Aber wie entdecktest Du meinen Aufenthaltsort? Ich lebe doch hier im strengsten Inkognito.

Eduard. Vor etwa einem Monat machte ich einen Streifzug durch unsre Vaterstadt. Hier hoffte ich Sie in meine Arme zu schließen; allein ich erfuhr, zu meinem Erstaunen, daß Sie schon seit ein Paar Jahren von hier entfernt lebten. Von Ihrem vertrauten Freunde, Hammer, erfuhr ich Ihren gegenwärtigen Aufenthalt; und so wie ich, auf höhern Befehl, mit dem Feinde den Waffenstillstand geschlossen hatte, suchte ich um Urlaub an, und eilte, da ich ihn erhielt, hierher.

Stilling. Ein festlicher, ein wahrhaft festlicher Tag für uns. Ich komme gleich wieder. (er geht in das Nebenzimmer.)

Eduard. (zu Theodorn) Sie wohnen auch in diesem Orte?

Theodor. Um Vergebung, Herr General! ich komme geradeweges aus Surinam; eine Unpäßlichkeit hat mich genöthigt, bey Ihrem redlichen Vater einzukehren. Uebrigens bin ich ein geborner Deutscher.

Eduard. Aus Surinam? Sie kommen also nach Deutschland wieder zurück? Hat die alte Welt mehr Reitz für Sie als die neue?

Theodor. Ich kann mit gutem Gewissen ja sagen. Zwar lebt es sich auch in Surinam gut; allein das Vaterland behält doch immer den Vorzug.

Stilling. (tritt mit einer Schachtel herein.) Sieh, lieber Sohn, diese Schachtel enthält mehrere Kostbarkeiten, die ich nicht um die Reichthümer des großen Moguls hergäbe; mehrere Sachen von Deiner seligen Mutter; und sieh', hier auch etwas von Dir; ein steinernes Petschaft, das Du als Knabe verfertigt, und mir zu meinem Geburtstage geschenkt hast. Es war mir immer viel werth; ich hob es sorgfältig auf.

Eduard. Und ich (er zieht ein kleines Buch aus der Tasche) habe dieses Buch, womit Sie mir kurz vor meiner Trennung von Ihnen ein Präsent machten, immer bey mir getragen, und mich dabey dankbar an Sie erinnert.

Stilling. Ha! hier finde ich auch etwas von meinem Bruder; einen artigen Glückwunsch zu meinem zwölften Geburtstag; ich habe ihn immer als ein Kleinod aufbewahrt. Es sind nun wohl schon 30 Jahre, daß ich nichts von ihm erfahren habe. O Kinder, wenn auch Er in unserm Zirkel wäre — glücklicher und froher könnten wir den Anfang des neuen Jahrhunderts nicht feyern! — Vielleicht lebt er noch. — Ergreift die Gläser, wir wollen auf seine Gesundheit trinken. — — Es lebe mein Bruder, Wilhelm Ehrenburg, hoch!

Theodor. (sehr betroffen; zu Stilling) Wilhelm Ehrenburg nennen Sie ihn? Ist es ein Stiefbruder?

Stilling. Nein, liebster Freund! er ist mein leiblicher Bruder. Im Vertrauen, mein Name ist nicht — Stilling; sondern — Eduard Ehrenburg.

Theodor (höchst unruhig.) Kann ich den Glückwunsch Ihres Bruders sehen? (Stilling reicht ihm denselben.) Ja! ja! — guter Gott! — Ich bin gleich wieder da. (geht hastig ins Nebenzimmer; kommt gleich wieder, ein Papier in der Hand, das er Stillingen zeigt) Kennen sie dieß Papier?

Stilling. Gütiger Himmel! es ist ein Gratulationsbrief an meinen Bruder Wilhelm von meiner Hand. O sagen Sie mir, woher haben Sie diesen Brief?

Theodor (fällt Stillingen in die Arme.) Von Dir hab' ich ihn; von Dir, liebster, bester Bruder!

Stilling. Mein Bruder? ists möglich? mein Bruder Wilhelm?

Theodor (entblößt seine Brust.) Kennst Du noch dieses Muttermal?

Stilling. Ja, er ists! er ists! es ist mein Bruder! (er umarmt ihn) Bruder! theurer Bruder! — O der Himmel macht heute das Maas unsrer Freuden voll! —

Eduard und Fritz (umarmen Theodorn.) Bester Onkel!

Ernst. Der gute Mann aus Surinam bleibt also noch länger bey uns?

Stilling. Ja, Ernst, er ist mein Bruder und dein Onkle.

Ernst. Mein Onkle? Nun das freut mich herzlich; er ist ein so lieber, guter Mann.

Wilhelm. Ist er auch mein Onkle?

Stilling. Auch deiner, lieber Wilhelm.

Theodor (umarmt beyde.) Und Ihr seyd meine lieben Neffen.

Eduard. O wie glücklich würde das neue Jahrhundert beginnen, wenn aller guten Wünsche so erfüllt würden, wie die unsrigen.

Stilling. Noch kann ich nicht zu mir kommen. — Das ist zu viel Seligkeit für einen einzigen Tag, und für mein volles Herz. Setzt Euch, meine Lieben, setzt Euch, bis wir uns von unserm freudigen Staunen erholt haben.

Eduard. Erlauben Sie, bester Vater, daß ich den General Klaudius zur Theilnahme an unserm Feste einlade.

Stilling. (verwundert) Den General Klaudius? — —

Eduard. Er ist hier im Dorfe bey dem Edelmanne einquartiert. Wir sind ein Stück zusammen gereißt. Er will einen Freund besuchen, der sich hier in der Nähe aufhalten soll.

Stilling. Du thust uns einen großen Gefallen, mein Sohn, wenn Du uns die persönliche Bekanntschaft dieses wackern Feldherrn verschaffst.

Eduard. (nimmt aus seiner Schreibtafel ein Stück Papier, schreibt einige Worte nieder und geht dann in die Seitenstube; kehrt gleich zurück.) Er soll bald in unsrer Mitte seyn.

Wilhelm. (zu Eduard) Nicht wahr, Du bleibst nun bey uns, General Bruder?

Ernst. Ey natürlich! wir lassen ihn nicht mehr fort.

Eduard. Lieben kleinen Brüder, wartet nur bis der Friede geschlossen ist, dann will ich Euch so bald nicht wieder verlassen. — Aber wenn der Krieg wieder losgeht, so muß ich weit von Euch.

Ernst. Ach! der böse Krieg!

Wilhelm. Nicht wahr, es ist nicht hübsch im Kriege?

Eduard. Gar nicht hübsch, kleiner Wilhelm. Dort erschießen und zerhauen Menschen einander, die sich in ihrem Leben nichts zu Leide gethan haben.

Wilhelm. O weh!

Eduard. Die Fluten- und Kanonenkugeln summen dort um die Ohren herum, wie die Mücken im Sommer.

Ernst. Das mag nicht hübsch klingen.

Eduard. Da wird manchem wackern Mann bald die Schulter, bald der Arm, bald der Kopf zersplittert. Mancher muß sich in seinem Blute lange herumwälzen, und die gräßlichsten Qualen leiden. — So habe ich vor etwa acht Wochen auf dem Schlachtfelde einen jämmerlich zerhauenen Böhmen gefunden. Er wälzte sich im Blute herum. Ich gieng zu ihm, ließ ihn wegtragen, und sprach ihm Muth ein. „Ach," sagte er, „ich werde nie „wieder aufkommen. Ich fühle, daß ich dem To„de nahe bin. Ein Wunsch beschäftigt nur noch „meine Seele. — Ich habe noch Vater und Mut„ter, Brüder und Schwestern. Wir liebten uns „immer recht innig. Diesen wünscht' ich noch die „Paar Worte sagen zu können: Lebt wohl; im „Tode noch danke ich Euch für alle Liebe, die „Ihr mir erwiesen habt." Ich fragte ihn nach dem Namen seines Vaters und dessen Wohnort, und versprach: diese Worte dem Vater zu melden. Er drückte mir herzlich die Hand, und gab bald darauf seinen Geist auf.

Wilhelm. Ach, Bruder! geh' doch ja nicht mehr in den Krieg, es könnte dir leicht so gehn, wie dem armen Böhmen.

Johann (tritt herein.) Es sind drey vermummte Männer draussen, sehen aus wie Putzemänner und sollen wohl die heiligen drey Könige vorstellen. Darf ich sie einlassen?

Stilling. J nun, sie mögen erscheinen; wir wollen diesen Leuten gern auch ihre Freude gönnen. Wilhelm und Ernst sehen ohnedem dergleichen Spectakelchen gern. (Johann entfernt sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die heiligen drey Könige.

(Die heiligen 3 Könige sind weiß gekleidet, mit hohen Mützen, einem Schnurrbart und Säbeln versehen; diese werden von ihnen, beym Hereintreten, aus der Scheide gezogen. Der, welcher in der Mitte steht, hält einen erleuchteten Stern, den er zuweilen um dessen eigene Achse dreht. In vielen Gegenden ist es gewöhnlich, daß die heil. 3 Könige schon am Neujahrstage herumziehen.)

Die heil. 3 Könige singen folgendes Lied: *)

Wir kommen daher ohn' allen Spott!
Einen guten Abend geb' Euch Gott!
Einen guten Abend, eine fröliche Zeit!
Ein Herz, das allezeit sich freut!
  Vergebt, daß wir uns nahen;
  Wollt unsre Wünsch' empfahen.

*) Diese Knittelreime sind absichtlich so, wie sie sind, d. h. nicht besser.

Ein ganzes Jahrhundert vergangen ist;
Ein neues heute uns begrüßt,
Vergebt, daß wir uns nahen;
Wollt unsre Wünsch empfahen!
Was wünschen wir Euch zum ersten-
stenmal? —
Wir wünschen Verstand Euch allzumal.
Verstand ist Eure Zierde,
Gebrauchet ihn mit Würde!
Was wünschen wir Euch zum andern-
mal? —
Wir wünschen Geduld Euch allzumal.
Es muß oft ohn' Verschulden
Der Brave vieles dulden.
Was wünschen wir Euch zum dritten-
mal? —
Recht wackre Thaten ohne Zahl.
Zum Thun sind wir geboren;
Zum Handeln auserkoren.
Wir haben Euch nun gesungen das Lied;
Wir bitten, nehmet damit vorlieb.
Wir füllen nun unsre Scheiden; *)
Lebt allezeit in Freuden!

Stilling (führt Ernsten und Wilhelm näher zu den heil. 3 Königen.) Nun, seht diese Männer recht an. Das sind die heiligen 3 Könige, von denen Ihr schon manches gehört habt.

*) Das heißt: wir stecken den Säbel ein.

Wilhelm (fragt alle 3 der Reihe nach.) Wie ist dein Name, König mit der hohen Mütze.

Der eine Caspar.

Wilhelm. Und der Deinige?

Der andere Melchior.

Wilhelm. Und Du, wie heißt Du?

Der dritte Balthasar.

(Stilling zieht den Beutel, und giebt dem letzten ein Geldstück.)

Balthasar. Vergelts Gott! (sie ziehen ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. General Klaudius (tritt herein.)

Eduard. Ach! General Klaudius! Willkommen, lieber General! Freuen Sie sich mit mir, ich habe meinen guten Vater wieder. (Sie umarmen und küssen sich; alle verneigen sich ehrfurchtsvoll gegen Klaudius.)

Gen. Klaudius. Ich nehme herzlichen Antheil an dem Glücke des Sohnes, und an der Freude des Vaters.

Theodor. (zurücktretend und betroffen; vor sich) Was seh' ich? täuscht mich mein Blick? — —

Gen. Klaudius. (erblickt Theodorn sehr betroffen) Guter Gott!

Eduard. Was ist Ihnen, Herr General? Sie sind bestürzt.

Theo-

Theodor. (vor sich) Ich kann mich unmöglich täuschen.

Gen. Klaudius. (verwirrt) Wer — verzeihen Sie — wer ist jener Fremde?

Stilling. Ein braver Mann aus Surinam, Herr General.

Gen. Klaudius. (fliegt Theodorn an die Brust) O so sind Sie's doch! — Vater! theuerster Vater!

Theodor. Mein Sohn! Theodor! mein Sohn! mein Sohn! (sie liegen sich in den Armen; alle sind bis zu Thränen gerührt.)

Stilling. Eine geheime Macht scheint alles zu lenken; und uns die reinsten, himmlischen Freuden des Lebens auf diesen Tag aufgespart zu haben.

Theodor. O mein Sohn! mein lieber Sohn! wie unverhofft kommt mir die Freude des Wiedersehns. — Dank dem Himmel, daß wir uns auf dem heiligen Boden des Vaterlandes wiederfinden!

Gen. Klaudius. O warum kann ich nicht gleich so viel sprechen, als mein Herz wünscht' und fühlt. Guter, guter Vater!

Theodor. Du wieder mein Sohn! mein Sohn!

Gen. Klaudius. Wenn Ihr väterliches Herz mir verzeiht, o dann ja, dann bin ich wieder Ihr Sohn, bester Vater.

Theodor. Ach, welches Vaterherz wollte unter solchen Umständen nicht gern verzeihen!

Gen. Klaudius. Das geschehene kann nicht ungeschehen gemacht werden. Daß ich Sie verlassen habe, war und ist ein tadelhafter Fehler, war und ist sündhafte Verletzung der Pflicht. O daß ich alles ungeschehen machen, es wenigstens aus meinem Gedächtnisse vertilgen könnte. — Doch, Sie vergeben mir, redlicher Vater; mein ganzes Leben sey nur der Tugend geweiht.

Theodor. Der Tugend, und der Liebe und Freundschaft. Sieh', dieser ganze Zirkel ist durch innige Verwandtschaft verbunden. Hier mein Bruder — und dieß seine Söhne.

Gen. Klaudius. Also auch der brave General Kühnberg der Sohn meines Onkles?

Eduard. Auch ich, lieber Vetter, auch ich! (Man umarmt eine Zeitlang einander herzlich.)

Stilling. Ja, wahrlich! der heutige Tag ist der festlichste in meinem Leben. Das neunzehnte Jahrhundert fängt für uns auf die interessanteste, glücklichste Weise an. Nun, setzt Euch Kinder, setzt Euch! Laßt uns im traulichen Kreise, dem schönsten, der vielleicht in dieser Stunde sich des Lebens und der neuen Zeit freut, laßt uns in Liebe und Freundschaft ein Paar Pokale leeren. (alle setzen sich um den Tisch.) Ich dächte, jeder brächte zu Ehren des neuen Säculums einen Toast. — Bruder, fange Du an.

Theodor. (hebt das Glas) Daß aller Bruderzwist in diesem Jahrhundert verschwinden, und Liebe und Einigkeit unter Geschwistern, unter Eltern und Kindern herrschen mögen! (sie stossen an und trinken; bey jedem Glückwunsch wird getrommelt und geschossen.)

Stilling. Nun mögen die Generale anstossen.

Gen. Klaudius. Möge in dem neuen Jahrhundert die ruhige Vernunft und der Ausspruch der Gerechtigkeit, statt der mörderischen Waffen, die Welthändel entscheiden! (man trinkt.)

Eduard. Und wenn das Vaterland durch ruhige Unterhandlungen vor feindlichen Ueberfällen nicht gesichert werden kann: so möge jeder wackre Deutsche sein Vaterland mit unerschrockenem Muthe vertheidigen, und den Ruhm unsrer Väter nicht sinken lassen.

Stilling. Das Glas gehoben, lieber Fritz!

Fritz. Mögen Künste und Wissenschaften, und häusliche Ruhe in dem neuen Jahrhunderte in allen Welttheilen blühen!

Stilling. Ernst, nun kommst Du.

Ernst. Mögen wir alle, so wie wir hier sind, in dem neuen Jahrhunderte beysammen bleiben.

Stilling. Dieser Wunsch wird nicht ganz erfüllt werden, lieben Kinder. — Ich wünsche, daß aus Euch, Wilhelm und Ernst, recht wackere, geschickte Menschen werden mögen. Aber ich

fühle wohl, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage Euch die Erziehung nicht geben kann, die ich Euch zu geben wünschte. Ich werde Euch daher geschicktern Händen anvertrauen müssen. — Ihr habt schon so vieles von dem Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal gehört, und manche von den Büchern gelesen, welche der Director desselben, Salzmann, geschrieben hat. Dahin werde ich Euch wohl schicken. Ihr werdet dort Vater und Mutter und brave Lehrer und Lehrerinnen finden, die für Eure Ausbildung gewissenhaft sorgen werden. — Nun, auf das Wohl Eures künftigen Pflegevaters, Eurer Pflegemutter, der Erzieher und Erzieherinnen zu Schnepfenthal, Eurer künftigen Mitzöglinge, auf das Wohl der Anstalt überhaupt!

Wilhelm. Was soll ich nur wünschen? Mir fällt nichts bey.

Stilling. Etwas Wichtiges, lieber Sohn.

Wilhelm. Nun, wir sollen im neuen Jahrhundert recht oft eine gute Schlittenbahn haben!

Stilling. Etwas Wichtigeres, mein Kind.

Wilhelm. Hörst Du, Bruder General, was muß ich statt des Krieges wünschen.

Eduard. Dem Krieg ist Frieden entgegengesetzt.

Wilhelm. Ist das etwas Wichtiges und Gutes?

Stilling. Ja wohl, mein Kind! Wenn Friede geschlossen wird, so hört alles Morden auf; die Felder werden nicht mehr von Kriegsheeren verwüstet; den Vätern und Müttern, den Brüdern und Schwestern werden nicht mehr ihre Söhne und Brüder entrissen; viele tausende kehren dann aus dem Kriege in ihre Heimath, zu ihren Eltern, Geschwistern, Weibern und Kindern, Anverwandten und Freunden zurück, und erleben solche Tage, wie für uns der heutige ist. — Auch behalten wir dann Deinen Bruder hier.

Wilhelm. (entschlossen) O dann stosse ich auf den lieben Frieden an. — Also fürs neue Jahrhundert den lieben, goldnen Frieden!

Alle. Den Frieden! den Frieden! —

Stilling. O daß dieser bald der leidenden Menschheit zu Theil würde. — Wohlan, lieben Kinder, laßt uns an den ersehnten Frieden einen kurzen Gesang anstimmen.

Anmerkung. Der so lange und sehnlich gewünschte Frieden ist endlich den 9ten Febr. 1801 zu Lüneville unterzeichnet worden, wodurch nun dem grossen Elend, dessen Folgen dieser traurige Krieg war, abgeholfen wurde. —

An den Frieden.

Am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts.

Mel. God save the King etc.

Chor.

Viel Glück und wahrer Ruhm
Dem neuen Säculum!
Viel Glück und Ruhm!
Nah, goldner Friede, bald,
In himmlischer Gestalt,
Im neuen Säculum,
Bekränzt von Ruhm!

Versammlung.

Nah, goldner Friede bald u. s. w.

Chor.

Der Menschheit Schutzgeist weint,
Daß du, der Wohlfahrt Freund,
Von ihr geflohn.
Ach, mancher Mutter Herz
Erfüllt ein herber Schmerz
Seit du von ihr geflohn,
O Göttersohn!

Versammlung.

Ach, mancher Mutter Herz u. s. w.

Chor.

Es wünscht, zu seinem Glück,
Der Landmann dich zurück;
Nah Friede, nah!
Es blühet Saat und Flur,
Die nährende Natur
— Blickst du, o Friede, drauf —
Viel schöner auf.

Versammlung.

Es blühet Saat und Flur u. s. w.

Chor.

Manch' Land mit Blut getränkt,
In Elend tief versenkt,
Fleht, Friede, dich!
Komm', steur' des Krieges Noth,
Der Armuth bringe Brod;
Beglücke Stadt und Land
Und jeden Stand.

Versammlung.

Komm', steur' des Krieges Noth u. s. w.

Chor.

O dann beginnt mit Ruhm
Das neue Säculum;
Die Menschheit jauchzt!
Fleht, Brüder, Schwestern, fleht!
Den goldnen Frieden, fleht!

O Friede, kehr' zurück,
Zu unserm Glück!

Versammlung.

Fleht, Brüder, Schwestern, fleht u. s. w.

Chor.

Es blühe Schnepfenthal,
Und Gutes ohne Zahl
Verbreite es!
Hier herrsche allezeit
Vertraun und Herzlichkeit;
Erheiterung bey Fleiß
Im stillen Kreis.

Versammlung.

Hier herrsche allezeit u. s. w.

Chor.

Beglücker der Natur,
O Friede! unsre Flur
Verlasse nie!
Daß wir mit Freudigkeit,
In Lieb' und Einigkeit
Befördern deinen Ruhm,
O Säculum!

Versammlung.

Daß wir mit Freudigkeit,
In Lieb' und Einigkeit
Befördern deinen Ruhm,
O Säculum!

O Friede, kehr' zurück,
Zu unserm Glück!

Versammlung.

Fleht, Brüder, Schwestern, fleht u. s. w.

Chor.

Es blühe Schnepfenthal,
Und Gutes ohne Zahl
Verbreite es!
Hier herrsche allezeit
Vertraun und Herzlichkeit;
Erheiterung bey Fleiß
Im stillen Kreis.

Versammlung.

Hier herrsche allezeit u. s. w.

Chor.

Beglücker der Natur,
O Friede! unsre Flur
Verlasse nie!
Daß wir mit Freudigkeit,
In Lieb' und Einigkeit
Befördern deinen Ruhm,
O Säculum!

Versammlung.

Daß wir mit Freudigkeit,
In Lieb' und Einigkeit
Befördern deinen Ruhm,
O Säculum!

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Glatz, Jakob,

Das rothe Buch oder Unterhaltungen für Knaben und Mädchen ein Lesebuch, mit Rücksicht auf das Alter der Leser bearbeitet

Bd.: 3

Reutlingen 1801

Paed.pr. 1233-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759805-8